# V Lebensweltanalyse und postmoderne Organisationstheorie[1]

Organisationstheorien sind seit langem von einer Paradigmen-Vielfalt geprägt, die sich auch in den gängigen Lehrbüchern niederschlägt (vgl. Kieser 1999, Walter-Busch 1996). In den letzten Jahren haben dabei konstruktivistische Ansätze immer mehr an Boden gewonnen, und dies umso mehr, seit die Themen ‚Change' und ‚virtuelle Organisation' Hochkonjunktur haben (Scholz 1997). Mittlerweile haben sich auch die konstruktivistischen Ansätze weiter ausdifferenziert: Hatte Knorr-Cetina 1989 noch von drei „Spielarten des Konstruktivismus" gesprochen, sind es mittlerweile mindestens sechs: Neben dem ‚Sozialkonstruktivismus' Berger/Luckmanns (1970), dem ‚radikalen Konstruktivismus' Maturana/Varelas (1979) sowie v. Glasersfelds (1985) und Schmidt (1987) und dem ‚empirischen Konstruktivismus' (Garfinkel 1967, Latour/Woolgar 1979, Lynch/Woolgar 1990, Knorr-Cetina 1991, Cicourel 1974a) gilt es mindestens auch den ‚systemtheoretischen Konstruktivismus' Niklas Luhmanns (1984, usw.), den aus der (Sozial-)Psychologie herausgewachsenen ‚relationalen Konstruktivismus' (Gergen 1994, Hosking et al. 1995) sowie den ‚postmodernen Konstruktivismus' (Cooperrider et al. 1995) zu erwähnen. Obwohl keiner dieser Ansätze sich auf die Organisationstheorie beschränkt, hat doch jeder gerade auch in diesem Bereich einen spezifischen Niederschlag gefunden. Die einzelnen Ansätze sind indessen theoretisch unterschiedlich stark ausgearbeitet, und die gegenseitigen Missverständnisse sind groß.

Der vorliegende Beitrag will in Auseinandersetzung mit einem konkreten organisationstheoretischen Entwurf aufzeigen, wie die Problemlagen, Fragestellungen und Lösungsvorschläge erheblich klarifiziert werden können, wenn man sie aus ihrem postmodernen Theoriekontext löst und im Rahmen des phänomenologisch fundierten Sozialkonstruktivismus reformuliert. Die Analyse wird luzider, die Erklärungskraft größer und die Praxisrelevanz stärker. Dazu müssen allerdings einige gängige Missverständnisse ausgeräumt werden.

---

1 Völlig neu bearbeitete und erweiterte Fassung meines Diskussionsbeitrag zum St. Galler Forschungssymposium „Management and Organization: Relational Alternatives to Individualism" (Eberle 1995).

## 1 Eine Reise in die postmoderne Organisationstheorie

In ihrem Beitrag „Social construction and appreciative inquiry: a journey in organizational theory" formulieren Cooperrider, Barrett und Srivastva (1995) eine postmoderne Organisationstheorie, die ihre Tätigkeit in der Praxis als Organisationsberater leiten soll. Ausgangspunkt bildet die ‚Einsicht' (insight), dass Organisationen nicht Ausdruck einer zugrundeliegenden natürlichen Ordnung sind, sondern das Produkt menschlicher Interaktion und sozialer Konstruktion (1995: 157). So täuschend einfach diese ‚Einsicht' ist, sie hat – so die Autoren – radikale Implikationen: Wenn kollektive Handlungen oder Organisationsentwicklungen weder vorprogrammiert, noch unilateral determiniert, noch in irgendeinem direkten physikalischen, ökonomischen, materiellen oder soziologischen Sinn reizgebunden (stimulus bound) sind, werden viele der bis anhin nicht hinterfragten Konventionen erschüttert. In der Tat wird heutzutage praktisch jede Prämisse moderner Wissenschaft in Frage gestellt, nicht nur derart lang gehegte Überzeugungen wie jene, dass Bürokratie, Oligarchie und andere Formen hierarchischer Herrschaft unvermeidlich seien (ibid.), sondern auch grundsätzliche epistemologische und wissenschaftstheoretische Annahmen, wie Objektivität, Wertfreiheit, die Abbildtheorie der Sprache, die Möglichkeit fortschreitender Wissenskumulation usw. (1995: 158). Statt sich vor dem sich ausbreitenden ‚Gespenst eines radikalen Relativismus' (Hazelrigg 1989: 2) zu fürchten, setzen Cooperrider et al. auf dessen kreatives Potential: Wenn Organisationen sozial konstruiert werden, können sie auch *anders* bzw. *neu* konstruiert werden. Den Anstoß hat Gergen (1988: 18) geliefert: „the constructionist orientation invites experimentation with new forms of scientific discourse. For we as scientists are also engaged in forms of social construction – fashioning frames of discourse for living lives". Die Autoren fahren fort:

> „If it is true that as social scientists we help to create the categories and symbolic resources by which people carry on their lives, why would we want to hide our personal engagement, our own passions and interest in our research activity? Of course, none of this up to this point is so unusual (i.e., to actually attempt to take the constructionist viewpoint seriously). But in one way it is extraordinary in what it can do for the discipline, and it is this that feeds directly into the singular point of the present effort: *That the understanding of organizations and their/our practical transformation is a single undifferentiated act.* The productive act of organizational inquiry is at one stroke the production of self-and-world or subject-and-object as well as the historical context in which all living organizational theory [resides]: We must now recognize ourselves in it" (1995: 159f. – Hervorhebung T.S.E.).





Ziel der Abhandlung von Cooperrider et al. ist es daher,

> „to bring to life this notion and explore exactly what it means for organizational behavior to take on its own constructive project, that is, to fashion for itself a practice of social theory which simultaneously includes an explanatory approach to organizations and a program for organizational reconstruction and development" (1995: 160).

Dieses Ziel wird verfolgt, indem die postmodernistischen Prämissen erläutert und anschließend an einem konkreten Praxisprojekt erprobt werden. Grundlage bildet die Folgerung, dass Relativismus kein furchterregendes Gespenst, sondern eine „besondere Wohltat" (special charity) (1995: 160) sei. Unter diesem Titel werden fünf Themen skizziert, die – so die Autoren – wichtige Implikationen für das Projekt einer konstruktiven Organisationstheorie bergen:

*1) „The truth of human freedom must count" (1995: 161ff.):*

Gesellschaft ist ein Artefakt. Im Zentrum des neuen Diskurses steht daher die Annahme der Unbeständigkeit (impermanence): Es gibt keine ehernen Gesetze; jedes Muster und jede Struktur sozio-organisationalen Handelns ist daher veränderbar. Das einzige nicht-kontingente Faktum kollektiver Existenz ist ihre grundlegende Plastizität.

*2) „Words enable worlds" (1995: 163ff.):*

Die postmoderne linguistische Wende in Anlehnung an den späten Wittgenstein und Austins Sprachphilosophie verwirft die Abbildtheorie der Sprache: Nicht die Realität diktiert die Termini, in welchen sie verstanden wird, sondern die Sprachspiele bestimmen, was verstanden wird. Zentral ist die Annahme der Unbestimmtheit von Bedeutung: Die kulturell akzeptierte Bedeutung eines Wortes determiniert nicht, wie dieses in Zukunft gebraucht werden wird.

*3) „No perception without perspective" (1995: 167ff.):*

Es gibt weder eine reine Wahrnehmung noch eine reine Beobachtung: Beide sind stets abhängig vom Vorverständnis bzw. Vorwissen des Betrachters. Der Wahrnehmende ist daher nicht passiver Rezipient sensueller Daten, sondern Projektor von Bedeutung. Objekt und Beobachter stehen m.a.W. in einer Interaktion miteinander. Entsprechend ist

jede sozio-organisationelle Handlung offen für multiple Interpretationen, und keine kann in einem objektivistischen Sinne ‚besser', ‚überlegen' oder ‚höherstehend' sein.

*4) „Every theory celebrates" (1995: 168ff.):*

Indem eine Theorie, als mächtiges sprachliches Werkzeug, in ein Bedeutungssystem einer Gruppe oder einer ganzen Gesellschaft eintritt, verändert sie die Muster sozialer Handlungen. In diesem Sinn ist jede Sozialtheorie normativ. Daraus folgt, dass Machen/Denken/Tun (making/thinking/doing) als Einheit konzipiert werden müssen. Wir entdecken nicht die Welt, sondern wir erschaffen sie: Die Welt verändert sich, während wir sprechen. Die gegenwärtige Aufgabe ist daher, „to develop a new theory of theory with its own vocabulary that links knowledge with poiesis and, indeed, makes every act of inquiry an explicit celebration" (1995: 170).

*5) „The democratization of mind" (1995: 171ff.):*

Aufgrund der Multiperspektivität des Wissens, der relationalen Einbettung von Sprache, der Unmöglichkeit unabhängiger, reiner Wahrnehmung, der perlokutionären Kraft von Theorie und der Kontextabhängigkeit jeglichen Denkens fordern Cooperrider et al. eine Demokratisierung des „Geistes" (mind): Sozialforscher erwerben kein Wissen, das jenem der Untersuchten überlegen wäre, sondern stehen mit den Untersuchten in einer Diskursgemeinschaft, in der versucht werden muss, die „secondary mode activity (the practice of knowing/making/developing) ... with life's primary mode (i.e., the preeminence of social relatedness)" in Kongruenz zu bringen (1995: 171).

Die Befürchtungen, dass ein radikaler Relativismus sich lähmend auswirken könnte, beruhen auf der Annahme, dass es wahres und gültiges Wissen geben kann. Hat man sich von dieser Vorstellung gelöst, können sie durch die Einladung ersetzt werden, die Welt aktiv mit- und umzukonstruieren (1995: 172). Organisationsforschung, die auf der Wertschätzung der menschlichen Kosmogonie beruht, hilft unsere Perzeptionen zu ‚reinigen' (cleanse) und unsere Grundannahmen zu entreifizieren. Denn durch unsere Prämissen sowie die Wahl unserer Methoden kreieren wir ‚die Welten', die wir später entdecken. Durch andere Annahmen und andersartige Methoden werden ‚die Welten' auch anders konstruiert: Organisationsforschung erhält dadurch einen klaren Fokus auf soziale Innovation (1995: 186–189).

Am Beispiel einer Klinik, in der eine egalitäre Organisation entwikkelt wurde, illustrieren Cooperrider et al. (1995: 173–186), wie Organi-





sationsforschung im Rahmen der skizzierten Prämissen vonstatten geht. Untersuchungsziel war, das ‚Partizipationspotential' in der Klinik zu erheben – ein Thema, das von der traditionellen, nach Wertfreiheit strebenden Organisationsforschung wegen seiner normativen Implikationen weitgehend vernachlässigt worden war. Die Forscher führten einen Survey durch, arbeiteten mit ethnographischen Methoden und entwickelten eine ‚Grounded Theory'. Dabei realisierten sie immer wieder, wie hemmend herkömmliche Diskurse und deren Termini, wie ‚Effizienz' und ‚Effektivität', ‚Vorgesetzte' und ‚Untergebene' sowie Vorstellungen bürokratischer Organisation wirkten. Die Autoren kamen zum Schluss, dass sich jede Organisation egalitär organisieren kann, wenn die Mitglieder dies wollen – es ist alles eine Frage der Wirklichkeitskonstruktion im sozialen Diskurs.

Während mir die Stoßrichtung dieses Ansatzes grundsätzlich sympathisch ist, halte ich ihn in bezug auf verschiedene epistemologische und methodologische Aspekte sowie einige Grundkonzepte für zuwenig elaboriert. Das postmoderne Patchwork von Theorieansätzen mag für Cooperrider et al. für ihre Orientierung als praktisch tätige Organisationsentwickler ausreichen – für eine theoretisch tragfähige Organisationstheorie genügt es indessen nicht. In ihrer Praxis müssen die Autoren denn auch auf zusätzliche Annahmen zurückgreifen, die aus der theoretischen Reflexion verabschiedet werden. Im folgenden möchte ich einige Themen zur Diskussion stellen, die den von ihnen abgesteckten Rahmen überschreiten und grundsätzliche Aspekte des postmodernen, aber auch des relationalen Konstruktivismus betreffen.[2]

## 2 Konstruktivismus und Konstruktionismus

Der Zentralbegriff der Postmoderne ist weniger die ‚Konstruktion', als die ‚Dekonstruktion'. Wenn ich hier vom ‚postmodernen Konstruktivismus' spreche, sind damit jene Ansätze gemeint, die ihre Position – in der Regel unter expliziter Bezugnahme auf die Postmoderne – aus Fragmenten ganz unterschiedlichen Theorien zusammenreimen: als

2 Cooperrider et al. (1995) wollen mit ihrem Artikel zwar einen Betrag zum relationalen Konstruktivismus leisten, stützen sich aber nachhaltig auf postmoderne Prämissen. Um nicht den gesamten relationalen Konstruktivismus in die Ecke des Postmodernismus zu stellen, bezeichne ich Cooperrider et al.'s Position als ‚postmodernen Konstruktivismus' und grenze ihn vom ‚relationalen Konstruktivismus' (Dachler/Hosking 1995) ab. Beide weisen aber viele Gemeinsamkeiten auf.

postmodernes Patchwork eben. Eine Einführung in diese Art Konstruktivismus gibt etwa Vivien Burr (1995). Dabei fällt auf, dass sowohl Cooperrider et al. wie Burr von ‚*Konstruktionismus*' (constructionism) und nicht von ‚Konstruktivismus' sprechen. Der soziale Konstruktionismus will sich durch diese Selbstetikettierung von anderen Formen des Konstruktivismus abgrenzen, und zwar mit folgenden Definitionen:

> „The major distinction between a constructionist and a constructivist approach is made over the question of where and how reality is constructed. A strong social constructionist position holds that the material for analysis is to be found on the surfaces of inquiry. It is in the interstices of dialogue and action and in what people say to each other; in how their languages shift over time and in context; in what people do with one another with this language. (...) Alternatively, the constructivist hand behind the text is revealed with every attempt to explain the making of meaning via phenomenological experience, cognitive mechanisms, and other internal processes attributed to autonomous single individuals" (M. Gergen 1995: 98f.).

Im Deutschen ist diese begriffliche Unterscheidung ungebräuchlich. In der Sache trifft sie jedoch einen wichtigen Punkt: Es macht einen großen Unterschied, ob man die Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion in der subjektiven Erfahrung individueller Akteure oder in deren Interaktionen mit andern sucht; ob man sie im Innern der Handelnden ortet oder ihrem Äußeren. Denn die subjektive Erfahrung eines Akteurs ist der direkten Beobachtung durch ein alter ego entzogen, während seine kommunikativen Handlungen beobachtbar sind. Ins Lager der *Konstruktionisten* gehören nach Maßgabe dieser Definitionen der postmoderne und der relationale Konstruktivismus, der systemtheoretische Konstruktivismus Luhmanns und der empirische Konstruktivismus (inkl. der Ethnomethodologie). Zum Lager der *Konstruktivisten* zählen dagegen der biologische Konstruktivismus Maturana/Varelas und der darauf basierende radikale Konstruktivismus. Es ist jedoch ein Missverständnis, den phänomenologisch fundierten Sozialkonstruktivismus Berger/Luckmanns ebenfalls zu den Konstruktivisten zu zählen, denn dieser bildet geradezu die Brücke zwischen den beiden Lagern. Im folgenden soll dies näher expliziert werden.

Der Begriff ‚soziale Konstruktion' wurde durch Berger/Luckmanns Buch „Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit" (1970) in die Welt gesetzt. Aufgrund des Aufschwungs konstruktivistischer Ansätze gehört





dieses Werk zu den am meisten zitierten Büchern der Soziologie.[3] Allerdings wurde es auch bald zum Spielball einseitiger, willkürlicher Interpretationen, die sich wenig an der Substanz ihrer theoretischen Ausführungen orientierten. Rufen wir uns die Architektur des Buchs kurz in Erinnerung. Die Grundkonzeption der Wissenssoziologie Berger/Luckmanns ist täuschend einfach: Gesellschaft muss in ihrer Dualität als eine objektive und eine subjektive Realität erfasst werden. Die objektive soziale Realität, obwohl produziert durch soziale Handlungen, erscheint dem Individuum in der natürlichen Einstellung als separat und unabhängig von seinem Zutun. Die subjektive Realität besteht im Bewusstsein eines Handelnden von (sozialen) Phänomenen, geprägt durch andauernde Sozialisationsprozesse und erhalten und modifiziert durch alltägliche Interaktionen. Mit dieser ‚dialektischen' Dualität versuchten die Autoren die scheinbare Dichotomie der Ansätze Durkheims und Webers zu versöhnen und die grundlegende Frage der soziologischen Theorie neu zu formulieren: „Wie ist es möglich, daß subjektiver Sinn zu objektiver Faktizität gerinnt?" (Berger/Luckmann 1970: 20). Um komplexe philosophische Fragen zu vermeiden, haben sie die Schlüsselbegriffe aus der mundanen Sicht der ‚natürlichen Einstellung' (Scheler) definiert: „Wirklichkeit" ist „eine Qualität von Phänomenen (...), die ungeachtet unseres Wollens vorhanden sind – wir können sie ver- aber nicht wegwünschen" (1970: 1). „Wissen" wird definiert „als die Gewißheit, daß Phänomene wirklich sind und bestimmbare Eigenschaften haben" (ibid.). Die revolutionäre Idee des Projekts war, das *Commonsense-Wissen* als den zentralen Fokus einer Wissenssoziologie zu bestimmen. Herkömmlicherweise hat sich die Wissenssoziologie lediglich mit der Geschichte der Ideen beschäftigt; jetzt muss sie sich mit allem beschäftigen, was in der Gesellschaft als Wissen angesehen wird (1970: 1–20).

Die soziologische Theorie Berger/Luckmanns basiert auf einer protosoziologischen Grundlage, nämlich der phänomenologischen Lebensweltanalyse von Alfred Schütz. Schütz hatte sich zum Ziel gesetzt, durch eine subtile deskriptive Analyse der formalen Strukturen der Lebenswelt (Schütz/Luckmann 1979, 1984) eine philosophische Fundierung von Max Webers verstehender Soziologie zu leisten. Nachdem sich die Idee einer „phänomenologischen Soziologie" in den späten 60er und frühen 70er Jahren verbreitet hatte, geriet die phänomenologische Methode indes in den Sog fundamentaler Missverständnisse. Oft wurde sie beispielsweise als „subjektivistisch" und „individualistisch" bezeichnet –

[3] Im Survey der International Sociological Association über die einflussreichsten soziologischen Bücher des 20. Jahrhunderts figuriert Berger/Luckmann auf Rang 5 (http://www.ucm.es/info/isa/books).

eine Zuordnung, die sie auch in Gergens obiger Definition von ‚Konstruktivismus' erhält. Es war indessen stets das Ziel der Phänomenologie, die *universalen, invarianten* Prozesse der Sinnkonstitution zu explizieren, sei es auf einer transzendentalen (Husserl) oder auf einer mundanen (Schütz) Ebene. Die phänomenologische Methode wählt zwar das subjektive Bewusstsein als den (nicht hintergehbaren) Ort der Wahrnehmung und Erkenntnis, aber sie zielt auf die Deskription jener grundlegenden Strukturen der Lebenswelt, welche alle kulturellen Lebenswelten auf diesem Planeten gemeinsam haben (z.B. die subjektive Sinnstrukturen leiblicher Raumorientierung und die inneren Rhythmen der Zeit, die Erfahrungsstrukturierung durch Typik und Relevanz, der konstruktive Charakter sprachlicher Typisierungen, u.v.m.). Es liegt daher nahe, Schütz' Lebensweltanalyse als eine ‚Anthropologie' zu deuten (Srubar 1988). Und es ist nur konsequent, wenn Berger/Luckmann in ihre soziologische Analyse des Institutionalisierungsprozesses auch Theorieelemente der modernen Anthropologie (Arnold Gehlen, Helmuth Plessner) einführen.

Angesichts der verbreiteten Missverständnisse kann nicht überbetont werden, dass die phänomenologische Methode eine *philosophische*, nicht eine soziologische Methode ist. Berger/Luckmann unterscheiden daher auch zwischen ‚Konstitution' und ‚Konstruktion': Die *Konstitution* von Sinn ist ein subjektiver Prozess, der im Bewusstsein stattfindet und deshalb durch die Phänomenologie analysiert werden muss; die *Konstruktion* von Sinn ist ein sozialer Prozess und ist damit Gegenstand der Soziologie.[4] Allerdings: Was ‚soziale Konstruktion' nun genau meint, bleibt auch bei Berger/Luckmann mehrdeutig. Der Begriff ‚Konstruktion' hat beispielsweise einen statischen wie einen dynamischen Aspekt. In seinem statischen Aspekt bezeichnet er die Wirklichkeit-wie-sie-ist (bzw. wie-sie-mir-erscheint), während er in seinem dynamischen Aspekt den Prozess der Realitätskonstruktion meint. Des weitern macht es offenbar einen Unterschied, ob wir eine natürliche Landschaft betrachten mit ihren Bergen, Flüssen, Wiesen, Kühen, Bauernhäusern usw. – eine (wahrgenommene) natürliche Wirklichkeit, die selbstverständlich geprägt ist durch unser kulturelles Wissen –, oder ob wir eine Gesellschaft, eine soziale Wirklichkeit betrachten, die durch menschliche Handlungen produziert wird. Die natürliche Wirklichkeit wie die soziale Wirklichkeit werden mit Hilfe unserer kulturell überlieferten Typisierungen und Deutungsmuster konstruiert, die soziale Wirklichkeit wird aber auch durch menschliche Handlungen *produziert*. Berger/Luckmann be-

[4] Diese Unterscheidung blieb in Berger/Luckmanns Buch implizit, ist Schütz-Kennern aber klar. Luckmann hat sie kürzlich auch in Textform festgehalten (Luckmann 1999).





schränken sich allerdings nicht auf die soziale Konstruktion der „gesellschaftlichen Wirklichkeit", sondern sprechen von der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit", womit sie die natürliche Wirklichkeit mit einschließen. In der Tat sind natürliche und soziale Wirklichkeit in der menschlichen Handlungsorientierung auch eng miteinander verwoben. Um nun zu verstehen, was in der Gesellschaft (bzw. in einem konkreten sozialen Setting) vor sich geht, muss die Soziologie die Sinnzusammenhänge erfassen, in welche die Handlungen der Akteure eingebettet sind. Diese bilden die Konstruktionen erster Ordnung, auf welche sich die sozialwissenschaftlichen Konstruktionen – die Konstruktionen zweiter Ordnung – beziehen müssen.

Von den „konstruktionistischen" Spielarten des Konstruktivismus unterscheidet sich die phänomenologisch begründete Wissenssoziologie insbesondere dadurch, dass sie nicht nur die beobachtbaren Handlungen der Akteure, sondern auch deren subjektive Erfahrungswirklichkeiten zum Thema macht. Dazu gehört nicht nur, dass Akteure Handlungsentwürfe machen – die sich in der sozialen Realität oft nur teilweise realisieren lassen –, sondern auch, dass sie während des Schlafs träumen, während des Wachseins tagträumen und in mannigfaltigen Phantasiewelten leben. Obwohl die Sinnkonstitution solcher Erlebnisse und ihre Einordnung in Erfahrungszusammenhänge zweifellos auf dem sozial erworbenen Wissen basiert, sind Sinnschichten ganz unterschiedlicher Deutlichkeitsstufe erlebbar – viele unterschreiten die Explizitheit verbaler Diskurse bei weitem (z.B. Gefühle, Befindlichkeiten, Ahnungen usw.). Auch wenn es methodisch schwierig, ja oft unmöglich ist, diese zuverlässig zu erfassen, scheint es mir für eine soziologische Theoriekonzeption doch sehr problematisch, die subjektiven Erfahrungswirklichkeiten der Akteure nicht zumindest in Rechnung zu stellen. Auf diesen Punkt komme ich nochmals zurück.

Vom postmodernen Konstruktivismus unterscheidet sich die Konzeption von Berger/Luckmann überdies durch das Vertrauen auf eine „fundierende" Protosoziologie. In der Tat war Husserl überzeugt, im „ego-cogito-cogitatum" des subjektiven Bewusstseins einen archimedischen Punkt der Erkenntnis gefunden zu haben, und so hoffte auch der frühe Schütz, auf dieser Grundlage die Soziologie – d.h. die Sozialwissenschaften überhaupt – gültig begründen zu können. Der späte Schütz meldete indes Bedenken an – besonders aufgrund des immanenten Zusammenhangs von Typus und Eidos (Schütz 1971) –, und moderne Phänomenologen konzedieren freimütig, dass man auch mit der phänomenologischen Methode dem epistemologischen Zirkel der Reflexivität nicht entrinnen kann (vgl. Luckmann 1980; Eberle 1999a, Kap. 1 in diesem Buch). Phänomenologen hoffen indes wie Cooperrider et al.

(1995: 7) und Hazelrigg (1989: 8), dass die Gefahr infiniter Reflexivität „domestiziert" werden kann. Die phänomenologische Methode bietet dafür ein effektives Mittel. Tatsächlich offerieren die *Strukturen der Lebenswelt* äußerst reiche, detaillierte und subtile Analysen des subjektiven Wissensvorrats, seiner Typik und der impliziten Relevanzstrukturen, seiner sozialen Abgeleitetheit und des Prozesses seiner Konstitution, der mannigfaltigen Wirklichkeiten und der verschiedenen Transzendenzen, der Beziehung zwischen subjektivem und gesellschaftlichem Wissensvorrat, und von vielem mehr (Schütz/Luckmann 1979, 1984). Diese bilden einen tragfähigen *epistemologischen* Rahmen, innerhalb dessen die (unausweichlich) *hermeneutische bzw. interpretative* Aufgabe soziologischer Forschung – und zwar der quantitativen wie der qualitativen – methodologisch verortet und die angewandten methodischen Verfahren erkenntnistheoretisch geklärt werden können.

Für postmoderne Konstruktivisten ist die phänomenologische Lebensweltanalyse zu systematisch und zu implikationsreich: Postmoderne Theoretiker versuchen sich ihre Konstruktionsfreiheit zu bewahren, indem sie mit möglichst wenigen Annahmen operieren. Während die phänomenologischen Analysen methodisch nachvollziehbar und die Resultate entsprechend intersubjektiv überprüfbar sind, bleibt der erkenntnistheoretische Status postmoderner Positionen dagegen oft obskur. Cooperrider et al. (1995) bieten hierfür ein illustratives Beispiel. Auf der einen Seite behaupten sie, im Anschluss an Hazelrigg (1989), dass Machen/Denken/Tun und Theorie/Praxis/Entwicklung eine Einheit bilden (1995: 169, 186); dass sich die Welt bereits durch unser Reden verändere (1995: 157, 170); und dass es kein überlegenes Wissen in einem objektiven Sinne, sondern lediglich eine Multiplizität von Perspektiven gebe (1995: 168). Auf der anderen Seite stellen sie verschiedene ihrer Aussagen als indisputable „Tatsachen" (brute fact) oder „Wahrheit" (truth) hin. Als „Tatsachen" bezeichnen sie etwa, dass es in den Sozialwissenschaften keine universalen Gesetze gebe (1995: 158f.); dass die kollektive Existenz äußerst formbar sei (1995: 162); dass Gedanken stets kontextabhängig seien (1995: 172); und dass jede sozialwissenschaftliche Untersuchung für Forschende wie Beforschte stets einen Aufklärungseffekt (enlightenment effect) habe (1995: 185, 187). Als „Wahrheiten" schließlich figurieren die menschliche Freiheit (1995: 161) sowie unser Eingebettetsein in soziale Beziehungen (human relatedness) (1995: 171). Die postmoderne Offenheit in bezug auf eine Perspektivenvielfalt und die spezielle Wohltat (charity) des Relativismus scheint sich bei Cooperrider et al. auf die Ebene der Organisationstheorie zu beschränken, und sie scheinen wenig geneigt, dasselbe auch auf der wissenschaftstheoretischen und epistemologischen Ebene zu akzeptieren. Hier gibt es für sie „Tatsachen" und „Wahrheiten", die nicht als





eine weitere relative Weltsicht unter vielen gelten sollen, sondern den wissenschaftstheoretischen Annahmen des Szientismus nachweisbar überlegen sind. Im gleichen Sinne argumentieren sie, dass Spötter (scoffers) „uninformiert" seien – uninformiert, weil sie Feyerabend, Rorty, Derrida, Wittgenstein, Kuhn, Habermas, Gadamer und Foucault nicht gelesen haben (1995: 161).

Der erkenntnistheoretische Status dieser Position wird nicht weiter erläutert. Stattdessen nehmen die Autoren – obwohl sie zuvor einen „universalen Wissensfortschritt" explizit zurückgewiesen haben (1995: 158) – eine *evolutionistische* Perspektive ein: Dass Organisationen „gemacht und vorgestellt" (made and imagined) werden, nennen sie „the essential modern management insight" (1995: 186). Auch diese Aussage bleibt indes reichlich diffus: Erstens sagen sie nicht, ob es sich hierbei um eine Einsicht von Managern in der Praxis oder von Management-Theoretikern handelt; wie die Erfahrung zeigt, leben Praktiker und Theoretiker oft nicht in „derselben Welt". Zweitens erklären sie nicht – in signifikantem Kontrast zu den Phänomenologen – was sie mit „essentiell" meinen. Drittens überblenden sie mit ihrer Formulierung die Tatsache, dass diese Einsicht schon sehr alt ist und bereits von Dilthey, dem Neo-Kantianismus und dem Historismus portiert wurde: Der konstitutive Unterschied zwischen natürlichen und sozialen Phänomenen liegt darin, dass letztere nicht irgendeinem „Gesetz" im Sinne der Physik folgen, sondern von Menschen produziert sind und in ihrem Sinngehalt verstanden werden müssen. Wollen Cooperrider et al. sagen, dass Manager oder Management-Theoretiker dessen erst heute gewahr werden?

Wie dem auch sei – die Autoren sind überzeugt, dass es *keinen Weg zurück zum Alten* (no return to the old) mehr gibt (1995: 186). Nun sind ‚points of no return' in jedem ‚trajectory' spannende Punkte und gewiss einer vertieften Betrachtung wert; in der historischen Dimension ziehen sie allerdings umgehend einen Ideologieverdacht auf sich, zumal bei Autoren, die zuvor die Kontingenz gesellschaftlicher Entwicklung betont haben. Was sind denn die Argumente, welche diese Aussage plausibilieren sollen? Cooperrider et al. nennen derer zwei: Hat man die Idee, dass die Gesellschaft „gemacht und vorgestellt" ist, einmal „durch und durch" begriffen, tauchen (erstens) nicht nur fortwährend neue Untersuchungs- und Konstruktionsperspektiven auf, man realisiert als Theoretiker(in) (zweitens) auch, was es heißt, dass sein (ihr) Leben zählt, dass man sich mit den entscheidenden Fragen unserer Zeit beschäftigt und ihre Lösung aktiv mitgestaltet (1995: 186). Beide Argumente beziehen sich auf die biographische Dimension und stellen ein ‚coming out' der Autoren bezüglich ihrer persönlichen Begeisterung an ihrem Ansatz dar. Sie in die historische Dimension hinein zu verallgemeinern und evolu-

tionistisch zu deuten, ist indes reichlich spekulativ. Zumal Cooperrider et al. unterstellen müssten, dass szientifisch orientierte Sozialwissenschaftler(innen) keine vergleichbare Faszination an ihrer Tätigkeit entwickeln können und sich auch nicht mit den wesentlichen Fragen unserer Zeit beschäftigen.

Das postmoderne Patchwork des Ansatzes von Cooperrider et al. scheint mir wenig geeignet, eine tragfähige Grundlage für seine theoretische Weiterentwicklung zu bieten. Die Autoren bringen es fertig, wie andere postmoderne Denker auch, ein breites Spektrum unterschiedlicher Ansätze zu „verschmelzen", von Heidegger und Gadamer über Wittgenstein bis Habermas und Foucault, von Feyerabend über Kuhn und Rorty gar bis zu Derrida, obwohl alle diese Denker ihre Analysen in Tiefen vorangetrieben haben, in denen diese untereinander in mannigfacher Weise inkompatibel werden. Auch wenn man die Berechtigung unterschiedlicher Wissenschaftstheorien und verschiedener Theorieansätze anerkennt, scheint es mir für die Theorieentwicklung wesentlich fruchtbarer zu sein, sich auf *eine* Epistemologie und *einen* theoretischen Ansatz festzulegen und die Reflexion auf dieser Grundlage systematisch und logisch konsistent voranzutreiben.

## 3 Das Problem der ‚agency'

Die phänomenologische Lebensweltanalyse und der darauf basierende Sozialkonstruktivismus Berger/Luckmanns sind geeignet, einige Probleme zu lösen, mit denen der postmoderne wie der relationale Konstruktivismus nachhaltig ringen: zum Beispiel das Problem der ‚*agency*'. Nachdem Gergen (1990) ‚agency' als reifiziertes Konzept bezeichnet hat und ‚Personen' als diskursiv erzeugte Konstruktionen begriffen werden (Gergen/Davis 1985), bleiben nur die ‚Diskurse' übrig. Wodurch werden Diskurse denn in Gang gehalten? Was bestimmt ihren Fortgang, ihre Entwicklung, ihren Abbruch?

Es gibt m.E. nur *zwei grundsätzliche Lösungsmöglichkeiten* für dieses Problem: Entweder führt man Akteure ein, die durch kommunikative Handlungen einen Diskurs pflegen – ihn beginnen, ihn am Laufen halten, ihn entwickeln, ihn abbrechen –, oder man verlegt die ‚agency' auf die Ebene der Diskurse selbst: Dann sind es die Diskurse, die diskurrieren. In dieser zweiten theoretischen Konstruktion wird es dem jeweiligen Diskurs überlassen, ob er von ‚Akteuren' spricht und diesen ‚Handlungen' zuschreibt. Es wird also nicht auf theoretischer Ebene vorentschieden, dass Diskurse stets Handlungen von Akteuren voraus-





setzen, sondern dies wird eine Frage der Empirie. Diese Variante scheint Luhmann (1984) nach seiner ‚autopoietischen Wende' gewählt zu haben mit der Formulierung: „Der Mensch kann nicht kommunizieren; nur die Kommunikation kann kommunizieren." (Luhmann 1992: 31). Da soziale Systeme weder aus Menschen noch aus Handlungen, sondern aus Kommunikationen bestehen, scheint er die ‚agency' auf die Ebene des Kommunikationssystems verlegt zu haben. Genau besehen ist seine Lösung des ‚agency'-Problems jedoch wesentlich komplexer: So haben Kommunikationen nicht nur Handlungen, sondern auch Bewusstseinssysteme zur notwendigen (aber nicht hinreichenden) Voraussetzung. Kommunikationen werden also durch Handlungen initiiert, während die daran beteiligten Bewusstseinssysteme Umwelten des Kommunikationssystems bilden und mit diesem strukturell gekoppelt sind. Während sich Kommunikationen beobachten lassen, sind Bewusstseinssysteme lediglich der phänomenologischen Strukturanalyse zugänglich. Luhmann ersetzt also das klassische ‚Subjekt', verzichtet deswegen aber keineswegs auf die Kategorien des ‚Bewusstseins', des ‚Erlebens', der ‚Handlung', des ‚Verstehens' usf.; vielmehr transponiert er diese auf eine systemtheoretische Ebene und definiert sie auf dieser zwar neu, aber theoretisch präzis.

Der postmoderne wie der relationale Konstruktivismus schrecken vor einer derart umfassenden Theoriekonstruktion zurück: eine solche ist ihnen viel zu implikationsreich. Sie gehen lediglich von einer Gemeinschaft von Diskursbenutzern (discourse users) aus, wobei der Diskurs, nicht seine Benutzer im Zentrum des Interesses stehen. Sind die Diskursbenutzer lediglich eine Art marginale Anhängsel autopoietischer, emergenter Diskurse? Beim relationalen Konstruktivismus verschärft sich die Problemlage insofern, als sein Fokus gerade auf die relationalen Prozesse gerichtet ist, die mit Diskursen einhergehen (Dachler/Hosking 1995). Der Begriff der ‚Relation' bleibt dabei äußerst vieldeutig: Es geht nicht nur darum, die Beziehungsprozesse zwischen den Diskursbenutzern zu thematisieren; analysiert werden sollen auch die Beziehungen eines Diskurses zu anderen gegenwärtigen, früheren und künftigen Diskursen; ferner die Beziehungen, die ein Diskurs und seine Benützer zu anderen Menschen herstellt, die von diesem Diskurs in irgendeiner direkten oder indirekten Weise betroffen sind; ferner auch die Beziehungen zwischen Forschenden und Beforschten im Forschungsprozess; des weitern auch die Beziehung eines Diskurses zu seinem Kontext, usf. Sowohl der Diskursbegriff als auch der Relationsbegriff bleiben aber schwammig; beide bekämen im Rahmen einer Grundlagentheorie – sei es nun die phänomenologische Lebensweltanalyse oder Luhmanns Systemtheorie – wesentlich klarere Konturen.

Dabei erweist sich die phänomenologisch begründete Handlungstheorie allerdings als bedeutend anschlussfähiger an die Common-sense-Konstruktionen der Alltagswelt als die Systemtheorie Luhmanns. Allein schon die Tatsache, dass bei Luhmann nicht Menschen, Individuen oder Subjekte handeln, sondern Systeme, schafft für den Common-sense große Probleme, solange dieser mit der festen Auffassung operiert, dass ‚Menschen', ‚Individuen', ‚Subjekte' bzw. ‚ich', ‚du', ‚er' und ‚sie' handeln. Selbstverständlich ist es legitim, eine abstrakte Theorie zu konstruieren und mit Begrifflichkeiten zu arbeiten, deren Semantik sich zum Teil beträchtlich vom herkömmlichen Begriffsverständnis unterscheidet; dies macht gerade Luhmanns theoriebautechnische Strategie aus, und er führt dafür gute Gründe an. Problematisch wird damit indes der Empiriebezug: Auch dieser muss sich entsprechend vom Common-sense absetzen. Schütz fordert demgegenüber, dass die theoretischen Konstruktionen an die Common-sense-Konstruktionen anschließen müssen, da sich die Akteure an diesen orientieren. Wie rasch man sich in der empirischen Forschung in solchen auch dann verwickelt, wenn man andere theoretische Entscheidungen gefällt hat, zeigt sich gerade bei Cooperrider et al.: Obwohl sie sich auf die Diskurse konzentrieren und die „Emergenz der egalitären Organisation" (1995: 173ff.) beschreiben wollten, sprechen sie in der Darstellung ihres Forschungsprojekts von Akteuren – ‚wir', ‚StudentInnen', ‚Ärzte', ‚ForscherInnen', etc. –, von deren ‚Wahrnehmung', ‚Erfahrung', ‚minds', und schreiben ihnen Handlungen zu. Auf theoretischer Ebene bleiben diese Konzepte dagegen völlig ungeklärt. Was hält sie und Dachler/Hosking (1995) davon ab, ihren Ansatz *handlungstheoretisch* zu begründen?

Der Grund hierfür ist in der psychologischen Provenienz des relationalen Konstruktivismus zu suchen: Handlungstheorie wird stets mit einem *psychologischen Reduktionismus* gleichgesetzt, den sowohl postmoderne wie relationale Konstruktivisten zugunsten einer sozialwissenschaftlichen Perspektive zu überwinden trachten. Auch der ‚methodologische Individualismus' wird stets reduktionistisch interpretiert, nämlich als Reduktion des Sozialen auf Psychisches. Feindbild ist der „possessive Individualismus" (Dachler/Hosking 1995: 9), der Handlungen, Beziehungen und Diskurse stets auf Eigenschaften einzelner Individuen zurückführt: auf ihre subjektiven Absichten, ihre Persönlichkeits- und Charakterzüge, auf die Vorgänge in ihrem Unbewussten usw. Von Akteuren oder Individuen zu sprechen, ist für die relationalen Konstruktivisten gleichbedeutend mit der Auffassung, Individuen als „Entitäten" zu verstehen, aus deren Merkmalen selbst soziale Prozesse deterministisch erklärt werden sollen. Dieser „entitativen Perspektive" setzen sie ihre „relationale Perspektive" entgegen, die auf die herkömmlichen psychologischen Begrifflichkeiten, wie ‚Bewusstsein', ‚Intentionen',





‚Charakter', ‚Persönlichkeitsstruktur' usw. verzichtet und ‚Wissen' nicht als Zustand eines persönlichen Bewusstseins begreift, sondern in den Diskurs einer Gemeinschaft von Diskursbenutzern verlegt. So wird beispielsweise untersucht, wie maskuline, an Hierarchie und Herrschaft orientierte Diskurse neue Organisationsformen, wie Teamwork und Kooperation, behindern oder gar verhindern (Dachler/Hosking 1995: 13ff.; Dachler/Pless/Raeder 1994; vgl. a. Dachler 1992 und Dachler/Dyllick 1988). Die Gründe werden auf einer epistemologischen Ebene gesucht: Sowohl ‚Teamwork' wie ‚Kooperation', ‚Networking' wie ‚Verhandeln' werde in einer relationalen Perspektive grundlegend anders – und vorteilhafter – konzipiert als in den ‚Erzählungen' (narratives), die auf den Annahmen des „possessiven Individualismus" basieren.

Aus soziologischer Perspektive ist gewiss nichts dagegen einzuwenden, dass der psychologische Reduktionismus bekämpft wird: Diese Abgrenzung ist seit Durkheim für die Identität der Soziologie als Wissenschaftsdisziplin geradezu konstitutiv. Es heißt allerdings das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man auch soziologische Handlungstheorien in dieselbe Ecke stellt. Selbst Verfechter(innen) eines ‚methodologischen Individualismus' vertreten – von behavioristischen Ansätzen und den Rational Choice-Theorien einmal abgesehen – keineswegs einen „possessiven Individualismus", wie er in der traditionellen Psychologie verbreitet ist. Trotzdem wird vom postmodernen und relationalen Konstruktivismus auch die phänomenologisch begründete Handlungstheorie als „individualistisch" und „subjektivistisch" abgelehnt, weil sie mit den Konzepten ‚Akteur', ‚subjektivem Bewusstsein', ‚Erlebnissen', ‚Erfahrungen', ‚subjektivem Wissensvorrat', ‚subjektivem Relevanzsystem' usw. operiert. Sie mit einer „entitativen Perspektive" gleichzusetzen, heißt allerdings, sie gründlich zu missverstehen. Gerade die Phänomenologie böte m.E. eine geeignete Basis für die Fragestellungen des relationalen Konstruktivismus, indem sie *sowohl das Bewusstsein als auch Handlungs- und Kommunikationsabläufe als Prozesse* begreift. Was das subjektive Bewusstsein betrifft, ereignen sich nicht nur Erlebnisse stets im Hier und Jetzt, auch ihre Einordnung in einen Erfahrungszusammenhang ist ein reflexiver Akt, der im Hier und Jetzt stattfindet. Selbst das scheinbar statische Konzept des ‚subjektiven Wissensvorrats' (Schütz), das aus ‚sedimentierten' Erfahrungen besteht, bildet lediglich einen Bestand an Ressourcen, die in Akten der Erinnerung in einem Hier und Jetzt aktualisiert werden können, und dies nur selektiv und fragmentarisch. Selbst wenn Schütz den Sinn einer Handlung am subjektiven Handlungsentwurf festmacht, ist damit nicht gemeint, dass dieser die darauf folgende, konkret vollzogene Handlung erkläre oder determiniere. Es bedeutet lediglich, dass Handelnde in der Regel Ziele

verfolgen, also Intentionen haben; ob sie diese mit einem konkreten Handlungsvollzug realisieren können, ist eine ganz andere Frage. Im konkreten Handlungsablauf orientieren sich Akteure nämlich stets im Hier und Jetzt an der momentanen Situation; gerade in sozialen Situationen haben sie mit zahlreichen nicht-antizipierbaren Imponderabilien fertig zu werden, und soziale Kommunikationen nehmen oft einen ganz anderen Verlauf, als sich die Beteiligten im einzelnen vorgestellt oder gewünscht hatten. Ethnomethodologische und insbesondere konversationsanalytische Untersuchungen zeigen anschaulich, wie sich Akteure im Gesprächsverlauf fortwährend am momentanen Geschehen im Hier und Jetzt orientieren. Die emergenten Aspekte sozialer Kommunikation bleiben durchaus erhalten, ergeben sich Gesprächsabläufe doch immer aus dem (unkalkulierbaren) Zusammenspiel mehrerer Beteiligten.

Auch wenn sich die Phänomenologie mit dem subjektiven Bewusstsein beschäftigt – sie tut es auf ganz andere Weise als die Psychologie. Die Phänomenologie versucht die Konstitutionsprozesse im subjektiven Bewusstseinsstrom zu ergründen und sucht nicht „entitative" Eigenschaften oder festgefügte Persönlichkeitsstrukturen, aus denen menschliches Verhalten inhaltlich erklärt werden soll. Zudem hat die Schützsche Lebensweltanalyse nicht nur einen subjektiven, sondern auch einen pragmatischen Pol: die Lebenswelt wird nicht nur im subjektiven Bewusstsein konstituiert, sondern sie wird auch in pragmatischen Handlungen konstruiert und erzeugt (Srubar 1988). Gegenüber der postmodernen und relational-konstruktivistischen Konzeption von ‚Diskursen in einer Gemeinschaft von Diskursbenutzern' hat die phänomenologisch begründete Handlungstheorie den Vorteil einer luzideren theoretischen Begrifflichkeit, in deren Rahmen ihre Anliegen präziser – wenn hier auch nur sehr kursorisch – auf den Punkt gebracht werden können: Soziale Kommunikation setzt immer Handlungen von *Akteuren* voraus; ohne Akteure keine ‚Diskurse'. Soziale Kommunikation findet immer in konkreten *sozialen Situationen* statt: Diskurse werden also sozial verortet.[5] Damit können *Beziehungsprozesse* analytisch besser aufgeschlüsselt werden: Die sich in leiblicher Ko-Präsenz durch Interaktionen entwickelnden Beziehungen in einer sozialen Situation sind anderer Art als die Beziehungen, die diese Situation transzendieren (sei es in bezug auf abwesende Zeitgenossen, die Vorwelt oder die Nachwelt). Auch der Begriff der „Beziehung" (Relation) wird plastischer, indem unterschieden wird, ob es sich um Beziehungen zwischen Akteuren (unterschiedlicher Vertrautheits- bzw. Anonymitätsstufen), um die Beziehungen bestimmter Akteure zu bestimmten ‚Diskursen', um die Beziehungen zwischen konkreten ‚Diskursen' horizontal (in der Gegenwart) oder vertikal (ihrer Herkunft und ihrem Fortbestand nach), oder schließlich um die Beziehungen zwischen wissenschaftlichen Beobachtern und beobachteten Kommunizierenden im Rahmen eines Forschungsprozesses geht. Indem Kommunikationsabläufe als konzertierte Produktion interagierender und sich dauernd orientierender Akteure begriffen werden, wird nicht nur das Problem der ‚*agency*' geklärt, sondern auch die *sequentielle Organisation* dieses Prozesses sichtbar. Gleichzeitig wird die *subjektive Erlebnis- und Erfahrungswelt* der Beteiligten nicht verabschiedet oder auf (innere) ‚Diskurse' reduziert.

Angesichts der *linguistischen Konnotationen des Diskursbegriffs* ist dieser letzte Punkt von besonderer Bedeutung. Zwar sind Interpretationsakte und Deutungsmuster auch nach Auffassung der Phänomenologen – zumindest seit Schütz – nachhaltig durch die (erlernte und praktizierte) Sprache geprägt, die subjektive Erlebnis- und Erfahrungswelt weist darüber hinaus aber auch undeutliche und verworrene Sinnschichten auf. Für die Erlebenden sind diese genauso „real", auch wenn es ihnen kaum gelingt, sie in sprachliche Formulierungen zu transponieren. Rein sprachtheoretische Konzeptionen greifen insofern immer zu kurz.[6] Die phänomenologische Lebensweltanalyse enthält darüber hinaus auch eine detaillierte Untersuchung des vielschichtigen Verhältnisses von subjektivem und gesellschaftlichem Wissensvorrat: Der subjektive ist nicht nur Teil des gesellschaftlichen Wissensvorrates, er enthält auch wesentliche Bereiche, die nicht externalisiert (bzw. kommuniziert) werden und daher dem gesellschaftlichen entzogen bleiben (Schütz/Luckmann 1979). Der Diskursbegriff beschränkt sich demgegenüber immanent auf Intersubjektivität. – Selbstverständlich kann nun eingewendet werden, erstens seien nicht- kommunizierte Erfahrungen soziologisch irrelevant, und zweitens seien vorsprachliche, diffuse Sinnschichten der wissenschaftlichen Erforschung auch nicht zugänglich. Gewiss ist es legitim zu fordern, soziologische Forschung solle sich auf das Soziale, Intersubjektive, auf die Kommunikation und das Kommunizierte beschränken. Ob nicht-kommunizierte Erfahrungen zuweilen nicht doch wesentliche Aspekte der subjektiven Handlungsorientierung ausmachen, sei hier nicht weiter diskutiert. Sicherlich ist jedoch dem zweiten Einwand zuzustimmen: Nur was direkt beobachtbar ist oder zumindest kommuniziert wird, kann in der empirischen Forschung erhoben werden. Es wäre nun aber doch etwas kurzsichtig, die Reichweite der soziologischen Theorie

[5] Hierbei wird kein statisches Konzept von ‚Situation' unterstellt, etwa im Sinne invariabler Merkmale; Situationen entwickeln sich im Handlungs- und Kommunikationsablauf in der Zeit. (Vgl. dazu a. Brosziewski 2000.)

[6] Für eine detaillierte Begründung dieses Arguments vgl. meine Auseinandersetzung mit der sprachanalytischen Konzeption von Habermas (1981): Eberle (1984: 172–187).

am Kriterium auszurichten, ob etwas empirisch erhebbar ist. Es ist gerade die Stärke der phänomenologischen Lebensweltanalyse, selbst Phänomene sichtbar zu machen, die durch die sozialwissenschaftlichen Erhebungsmethoden nicht erfasst werden können. Auch dies ist Aufgabe einer Protosoziologie.

Im Licht der phänomenologischen Lebensweltanalyse erhellen sich auch weitere Ungetüme diskurstheoretischer Begrifflichkeit. Als problematisch erweisen sich beispielsweise postmoderne Verschmelzungsoperationen, wie die von Hazelrigg (1989: 113) und Cooperrider et al. (1995: 169, 186) proklamierte *Einheit von Machen/Denken/Tun und von Theorie/Praxis/Entwicklung*. In postmoderner Manier wollen sie damit die beiden gegensätzlichen Positionen von Karl Marx und Kurt Lewin verschmelzen (1995: 173). Nach Marx haben die Philosophen die Welt immer nur interpretiert, doch komme es darauf an, sie zu verändern. Theorie gehöre dem Überbau an, die Praxis jedoch bilde die materielle Basis gesellschaftlicher Wirklichkeit. Lewin meinte dagegen, es gebe nichts Praktischeres als eine gute Theorie. Marx wie Lewin wussten zwischen Denken und Machen sowie zwischen Theorie und Praxis zu unterscheiden. Die Unterschiede durch die Proklamation ihrer Einheit zu überdecken, halte ich für einen theoretischen Kurzschluss. Auch für Schütz – wie für Max Weber – ist Denken ein Handeln, er unterscheidet es jedoch von ‚Wirkhandeln', das in die (intersubjektiv geteilte) Alltagswelt eingreift (und dort in der Regel Spuren hinterlässt). Eine neuartige Interpretation mag für einen Betroffenen tatsächlich „die Welt verändern", denn sie schafft eine neue Welt-so-wie-sie-ihm-erscheint; religiöse Konversionen bilden hierzu reichhaltiges Anschauungsmaterial. Soziologisch macht es jedoch einen Unterschied, ob ein Akteur nur etwas denkt bzw. sich etwas vorstellt, oder ob er das Gedachte bzw. Vorgestellte auch externalisiert und seinen Mitmenschen kommuniziert. Und einen noch viel größeren Unterschied macht es, ob er nur etwas phantasiert oder es auch tatsächlich tut: Ob er sich beispielsweise nur vorstellt, einen andern zu ermorden, oder ob er diese Tat auch wirklich begeht. Postmoderne Denker gefallen sich teilweise darin, diese Unterschiede zu leugnen. So hat nach Baudrillard (1982) der dritte Weltkrieg bereits stattgefunden, weil seine Simulation bereits erfolgt ist. Die Weigerung, einen Unterschied zwischen einer Simulation und einem ‚realen' Ereignis zu akzeptieren, schafft indes eine unüberwindbare Kluft zwischen Theoretikern und den Menschen in der Alltagswelt – eine Kluft, die eh schon tief genug ist, als dass sie noch verschärft werden müsste.[7] Dass umgekehrt die Wirkhandlungen von Akteuren in der Sozialwelt eng mit Denken verwoben und auch an Theorien orientiert sind – an Alltagstheorien wie an sophistizierteren Theorien –, ist sicherlich konsensfähig. Diese Sinnorientierung ist allerdings ein komplexer Prozess, der von der Phänomenologie mit der Unterscheidung von vorprädikativer und prädikativer Sphäre, von Appräsentationen und Aussagen, äußerst differenziert analysiert worden ist (Husserl 1976; Schütz 1974; Soeffner 1990).

[7] Vgl. dazu Walter-Busch 1995, und ausführlicher 1989.





Die phänomenologisch begründete Handlungstheorie verhindert auch, dass die ‚agency' auf die Ebene von Organisationen oder gar der ganzen Gesellschaft verlegt wird, wie das beispielsweise bei Parsons (1951, 1966) der Fall war: Nicht Organisationen, nicht „die Gesellschaft" handelt, sondern stets einzelne Akteure. Wenn Cooperrider et al. (1995: 173ff.) von der „Emergenz der egalitären Organisation" sprechen, ist dieser Entstehungsprozess nicht ablösbar von den (kommunikativen) Handlungen der Organisationsmitglieder. Daher sind die Autoren im empirischen Forschungsprozess auch immer wieder in diese Begrifflichkeit zurückgefallen. Die organisationelle Wirklichkeit wird produziert und erkennbar (im Sinn von Garfinkels „accountable") gemacht durch die Handlungen der Beteiligten. Eine handlungstheoretische Perspektive ist daher auch ein verlässlicher Garant dafür, dass Organisationen nicht verdinglicht werden. Gergen (1992: 207) hat absolut recht, wenn er in Anbetracht der gängigen Diskurse über Organisationen fragt, warum Sozialtheoretiker(innen) Organisationen als Strukturen beschreiben und nicht als Wolken, als Systeme und nicht als Lieder, als stark oder schwach und nicht als leidenschaftlich und zärtlich. Organisationen sind abstrakte Gebilde, deren Beschreibungen trefflicher als „Bilder" (images) oder „Metaphern" (Morgan 1997) oder vielleicht sogar als „Fiktionen" (Hitzler o.J.) betrachtet werden. Nicht nur der Diskurs über Organisationen, auch deren strukturelle Gestalt, wird durch konzertierte menschliche Handlungen erzeugt (Giddens 1984: 49).

## 4 Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit und die empirische Referenz theoretischer Konstruktionen

Der Konstruktivismus steht oft in Verdacht, einer Philosophie der Beliebigkeit zu frönen, im Sinne von Feyerabends (1976) „anything goes". Szientifische Wissenschaftler(innen), die mit den Annahmen des Realismus operieren und eine objektive Welt-so-wie-sie-ist unterstellen, an die man sich durch immer raffiniertere Modellkonstruktionen annähert, können darüber nur den Kopf schütteln. Ihre tägliche Arbeit beweist ihnen doch immer wieder von neuem, dass ihre Hypothesen und Mo-

delle an der Wirklichkeit scheitern können. Wie will man sonst „wahr" von „unwahr" auseinanderhalten können – eine Unterscheidung, die doch für die Wissenschaft konstitutiv ist.[8]

In der Tat haben insbesondere einige ‚radikale' Konstruktivisten – nomen est omen – mit der Idee der Beliebigkeit von Konstruktionen geliebäugelt, indem sie die Grundannahmen des auch im Commonsense vorherrschenden Realismus nicht nur in Frage gestellt, sondern sich zur Behauptung verstiegen haben, die Wirklichkeit sei geradezu „erfunden" (z.B. Watzlawick 1978, 1985). Diese Aussage ist umso pikanter, als sie subjektivistisch interpretiert wird: Im Anschluss an Maturana/Varela (1979) wird jeder Organismus als ein geschlossenes, autopoetisches System betrachtet, das entsprechend seiner biologisch-kognitiven Ausstattung seine Umwelt konstruiert. Auch das menschliche Kognitionssystem konstruiert also sein Umfeld entsprechend seinen biologischen Möglichkeiten, zusätzlich aber auch aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen. Jeder Mensch lebt daher in seiner eigenen Welt, und zwar in jener, die er für sich erfunden hat und täglich neu erfindet. Dass sich diese Konzeption äußerst gut dafür eignet, mit der *postmodernen Idee der Beliebigkeit von Konstruktionen* gekoppelt zu werden, liegt auf der Hand.

Die phänomenologische Protosoziologie – obwohl sie ihre Analyse anhand der subjektiven Bewusstseinsphänomene vollzieht – setzt sich von solchen subjektivistischen Spielarten des Konstruktivismus dezidiert ab.[9] Schütz geht von einem sozio-kulturellen Apriori aus: Jeder Mensch wird in eine historisch gewachsene, vorgegebene Gesellschaft und Kultur hineingeboren und in diese hineinsozialisiert. Auch das subjektive Wissen ist mithin, besonders in seiner sprachlich geprägten Form, sozialen Ursprungs. Die Phänomenologie unterscheidet daher Sozialität und Intersubjektivität: *Sozialität* verweist auf die gesellschaftliche Abgeleitetheit des Wissens, *Intersubjektivität* dagegen muss interaktiv dauernd neu hergestellt werden (Grathoff/Waldenfels 1983). Die subjektiv erworbenen kulturellen Interpretationsschemata bilden die Ressourcen, mittels derer ein alter ego verstanden werden kann; Intersubjektivität herzustellen ist demgegenüber ein fortlaufender kommunikativer Verständigungsprozess, sind doch die Kommunikationsmilieus kulturell verschieden und die subjektiven Wissensvorräte der beteiligten Akteure nie deckungsgleich.

8 Zur Problematisierung der gängigen Unterscheidung von „wahr"/"falsch" vgl. Luhmann (1992: 197ff.).

9 Unter Bezugnahme auf den ‚radikalen Konstruktivismus' hat Luckmann (1999: 17) kürzlich denn auch konstatiert, er sei „kein Konstruktivist".





Trotz der Fragilität dieses Prozesses[10] ist die soziale Wirklichkeit in der Regel bemerkenswert stabil: Sie wird vom einzelnen Individuum als eine „objektive Wirklichkeit" wahrgenommen, die er zwar verwünschen, aber nicht zum Verschwinden bringen kann. Gleichzeitig ist sie völlig kontingent: Ihr So-Sein hat sich historisch herausgebildet, es hätte aber auch ganz anders kommen können. Wie die Vielfalt der menschlichen Gesellschaften und Kulturen zeigt, hat der homo sapiens im Gegensatz zu mancher Tierart kein genetisches Programm, das eine spezifische gesellschaftliche Ordnung bewirken würde. Aufgrund der anthropologischen Plastizität des Menschen und seiner Weltoffenheit ist die Hobbessche Frage, wie denn soziale Ordnung möglich sei, die soziologische Frage par excellence. Konkreter: Welche sozialen Prozesse bewirken die Stabilität real existierender Gesellschaftsordnungen? Der phänomenologisch begründete Sozialkonstruktivismus von Berger/Luckmann (1970) findet die Antwort erstens in Prozessen der Habitualisierung und Institutionalisierung, zweitens in Prozessen der Legitimierung und drittens, in bezug auf die gesellschaftliche Reproduktion, in Prozessen der Sozialisation. Alle drei sind in der Regel nachhaltig durchsetzt von Prozessen der Machtausübung und Herrschaftssicherung. Ein einzelnes Individuum mag die Wirklichkeit noch so anders deuten – die Wirklichkeitsdefinitionen seines sozialen Umfeldes treten ihm mit Wucht entgegen: sei es durch Maßnahmen der sozialen Kontrolle (Nihilierung oder Therapie), sei es – wie Goffman beobachtet – mit momentaner Verlegenheit: „In some cases only a slight embarrassment flits across the scene in mild concern for those who tried to define the situation wrongly" (Goffman 1974: 1). Diese Stabilisierungsprozesse laufen unaufhörlich ab, auf der Ebene der Wirkhandlungen wie auf der Ebene der Kommunikation. Berger/Luckmann sprechen metaphorisch von der „Konversationsmaschine", durch welche die eingespielten Wirklichkeitskonstruktionen laufend aufrechterhalten werden, und analysieren dabei auch typische „Krisensituationen", wie die Bewältigung von Grenzsituationen (z.B. Todesfälle oder Naturkatastrophen) oder die Bewerkstelligung von (religiösen) Konversionen.

Subjektive Wirklichkeiten finden also, sofern sie externalisiert werden, ihre Grenze an der sozialen Wirklichkeit. Diese ist zwar historisch kontingent, sie wird aber durch soziale Prozesse stabilisiert. Dieselben Prozesse entscheiden auch darüber, welche Wirklichkeitskonstruktionen in einer konkreten Gesellschaft im einzelnen statthaft sind und welche

10 Wie fragil Intersubjektivität (im hier verstandenen Sinne) ist und wie elaboriert ihre Herstellung in der zwischenmenschlichen Kommunikation, haben die subtilen Analysen von Ethnomethodologie und Konversationsanalyse eindrücklich belegt.

nicht. Die lange Geschichte des Umgangs der Kirchen mit ‚Häretikern' und des Umgangs staatlicher Herrscher mit ‚Dissidenten' liefert dafür reichhaltiges Anschauungsmaterial. Dass auch Therapeuten Agenten der sozialen Kontrolle sind, die sich von den Wirklichkeitskonstruktionen des Common-sense nicht allzu sehr absetzen können, sei zur Abwechslung an einem Witz verdeutlicht: Ein Bettnässer, 30 Jahre alt, sucht einen Psychotherapeuten auf, um endlich sein Problem loszuwerden. Nach sieben Jahren Therapie trifft er einen Freund, der sogleich wissen wollte, ob die Therapie zum Erfolg geführt habe. „Ja, ich bin mein Problem endlich los", war die Antwort. „Ich mache zwar immer noch jede Nacht ins Bett, aber jetzt hab ich Spaß daran". ☺

Sicherlich hat sich für unseren Bettnässer die Welt dramatisch verändert: Er hat seine normative Interpretation überwunden, dass Bettnässen etwas Ungebührliches sei, weswegen er sich schämen müsse; heute freut er sich sogar darüber. Die „Plausibilitätsstruktur", die soziale Basis dieser neuen Konstruktion also, bleibt indes ziemlich schmal: Sie beschränkt sich auf ihn und seinen Therapeuten. Sobald er die Nacht in einem fremden Bett verbringt, zum Beispiel als Gast bei Freunden, dürften diese seine Freude kaum teilen. So wird er sich wieder mit der alten, herkömmlichen Normvorstellung konfrontiert sehen, dass Bettnässen etwas Ungehöriges sei.

Die Pointe des Witzes ist, dass die Konstruktion „Bettnässen" als Faktum konstant gehalten und lediglich die normative Konstruktion der Bewertung dieses Faktums ersetzt wird. Eine gemäß Common-sense „richtige" oder „normale" Therapie dagegen würde versuchen, den Mann vom Bettnässen zu befreien; sie würde also die normative Konstruktion aufrechterhalten und das diskreditierte Faktum aus der Welt schaffen. Man kann sich jedoch ohne weiteres eine radikalere Therapie vorstellen, die sich vom Common-sense noch weiter entfernt und nicht nur die moralische Konstruktion, sondern auch die Konstruktion des Faktums ‚Bettnässen' verändert: Das nasse Bett ist nicht die Folge einer fehlenden Kontrolle über den körperlichen Schließmuskel, sondern der arme Kerl hat einfach stets das Pech, auf ihm schlecht gesinnte Matratzen zu liegen zu kommen, die ihm regelmäßig die Flüssigkeit aus der Blase saugen. Noch „absurder" wäre eine Voodoo-Deutung, gemäß der er von einem bösen Dämon besessen sei, der ihn nächtens heimsucht: Nicht er, sondern der Dämon mache ihm ins Bett, und dies böswilligerweise in derselben chemischen Zusammensetzung. Für diese Neukonstruktion einen Konsens zu finden, der die Zweierkonstellation von Patient und Therapeut überschreitet, dürfte gegenüber der Witz-Version bedeutend schwieriger sein. Die Plausibilitätsstruktur bleibt damit äußerst prekär: Sollte der Therapeut plötzlich wegsterben, reduziert sich





die Neukonstruktion auf eine subjektive Vorstellung des Patienten, die kommunikativ von niemandem mehr bestätigt wird. Es wird ihm wohl schwer fallen, von der Neukonstruktion überzeugt zu bleiben, wenn diese von der sozialen Umwelt dauernd in Abrede gestellt wird.

Bedeutet dies nun, dass *die Plausibilität von Wirklichkeitskonstruktionen nicht auf empirischen Fakten beruht, sondern lediglich auf der jeweiligen sozialen Organisation des gesellschaftlichen Konsenses?* In der Tat unterschätzen die ‚Realisten' die Konstruiertheit empirischer ‚Tatsachen'. Auch der kritische Rationalismus hat zwar die Möglichkeit von ‚Protokollsätzen', die nach Auffassung des Logischen Empirismus die feste empirische Grundlage theoretischer Aussagen bilden sollten, negiert und an ihre Stelle ‚Basissätze' gesetzt, die auf intersubjektivem Konsens beruhen (Popper 1969). Das Basissatz-Problem wird im Szientismus jedoch erkenntnistheoretisch nicht weiter ergründet: Basissätze operieren mit sprachlichen Sinnkonstruktionen, die historisch gewachsen und überliefert wurden; sie sagen mehr aus über die kulturellen Sprachkonventionen als darüber, „was der Fall ist" (Wittgenstein 1978).[11] Natürliche Fakten sind daher stets moralische Fakten: Wie Garfinkels (1967) Inkongruitätsexperimente eindrücklich belegen, reagieren Akteure mit moralischer Entrüstung, wenn Common-sense-Annahmen außer Kraft gesetzt werden. Wie sehr auch Wissenschaftler(innen) in ihrer Forschung mit Common-sense-Konstruktionen operieren, hat die von der phänomenologischen Lebensweltanalyse inspirierte Soziologie aufgewiesen: Cicourel (1974b) am Beispiel der Verfahren empirischer Sozialforschung, Latour/Woolgar (1979), Latour (1987), Lynch/Woolgar (1990) und Knorr-Cetina (1991) am Beispiel naturwissenschaftlicher Forschungsprozesse. Die hohe Plausibilität des „Common-sense" beruht darauf, dass er gesellschaftlich sehr verbreitet, also vielen Gesellschaftsmitgliedern gemeinsam (common) ist und von diesen bei der kommunikativen Herstellung von Intersubjektivität auch moralisch erzwungen oder zumindest mit Sanktionen belegt wird – und zwar im Alltag wie in der Wissenschaft.[12] Der Konstruktivismus problematisiert nun gerade diese Common-sense-Annahmen, auf wissenschaftlicher Ebene mithin auch die Basissätze. Auch Konstruktivisten operieren indes mit Sprache, müssen also auch in ihren Aussagen stets einen Grundstock nichthinterfragter Sprachkonventionen voraussetzen.

---

11 Luhmann versucht denn auch konsequent, sich durch die Art seiner Theoriekonstruktion und durch seine neuartigen Definitionen von den herkömmlichen Sprachkonventionen zu lösen.

12 Vgl. dazu den gesellschaftlichen Umgang zwischen sozialwissenschaftlichen Vertreter(inne)n verschiedener Paradigmen.

Nur wenn ein Konsens über die Sprachkonventionen vorliegt, ist empirische Forschung möglich. Die sozialempirische Forschung sieht sich allerdings auch dann mit einem besonderen *Messproblem* konfrontiert: Im Rahmen des Common-sense lässt sich lediglich in bezug auf viele ‚Faktenbegriffe' (z.B. ‚Mann'/‚Frau', ‚Geburt'/‚Tod', ‚Ausländer'/‚Inländer' usw.) leicht Einigkeit erzielen. Die Bedeutung theoretischer Begriffe (z.B. ‚Handlung', ‚Norm', ‚Gesellschaft') bestimmt sich dagegen nach wissenschaftlichen Paradigmen; entsprechend unterschiedlich werden sie interpretiert. Zudem ist ihre Operationalisierung mit mannigfaltigen Common-sense-Entscheiden durchsetzt (Wahl der Begriffsdimensionen, der Indikatoren, der Gewichtungen usw.), die unterschiedlich ausfallen können. Selbst wo man sich auf ein bestimmtes Erhebungsverfahren geeinigt und dieses institutionalisiert hat (‚Intelligenz', ‚Bruttosozialprodukt', ‚Arbeitslosigkeit'), steht immer wieder in Frage, inwieweit denn zuverlässig das gemessen wurde, wovon die theoretische Aussage handelt. Da sich die Sozialwissenschaften nicht auf die Erhebung von Fakten beschränken, sondern diese im Rahmen einer Theorie interpretieren, leiden sie stets unter einem empirischen Begründungsdefizit (Walter-Busch 1977). Für ‚Realisten' ist dies schlimm genug; wenn nun auch noch die ‚Faktenbegriffe' – die stärkste konsensuale Basis also – als spezifische Konstruktionen problematisiert werden, wird es ihnen wirklich ungemütlich. Die neuere Geschlechterforschung hat aber gezeigt, dass so simple ‚Faktenbegriffe' wie ‚Mann' und ‚Frau' gesellschaftliche Konstruktionen sind, deren Semantik keineswegs nur an körperlichen Unterschieden festgemacht ist, sondern je nach dem Kontext der Begriffsverwendung mannigfaltig variiert. Geschlechterkategorien sind, wie andere Faktenbegriffe auch, essentialistische Konstruktionen, die von mannigfaltigen symbolischen Konstruktionen überformt sind.

Symbolische Konstruktionen appräsentieren transzendente Wirklichkeiten, die der unmittelbaren Erfahrung entzogen sind, wie z.B. religiöse Jenseitsvorstellungen. Diese können nicht an der Empirie scheitern; ihre Konstruktion ist tatsächlich beliebig und wird allein durch soziale Prozesse geregelt.[13] Obwohl sich neuzeitliche Wissenschaft weitgehend auf Diesseitiges und auf empirisch Beobachtbares beschränkt, muss die Soziologie solche Konstruktionen insoweit in Rechnung stellen, als sich beforschte Akteure an ihnen orientieren. Wie sehr symbolische Konstruktionen aber auch die Ebene lebensweltlicher ‚Fakten' durchdringen, sei an folgendem empirischen Beispiel illustriert

[13] Vgl. die Vielfalt religiöser Gemeinschaften. Dass sich davon nur einige wenige als Weltreligionen etablieren konnten, verdankt sich wohl weniger ihrer inneren Substanz als den sozialen Prozessen ihrer Institutionalisierung, Legitimierung und Verbreitung.





(vgl. Eberle 1999b): Im Frühling 1997 schieden 39 Mitglieder der amerikanischen Sekte ‚Heaven's Gate' aus dem Leben, um ein Raumschiff hinter dem Kometen Hale-Bopp zu erreichen. Do, der Anführer, hatte innerlich die Botschaft erhalten, dass sie rechtzeitig vor der Millenniumsapokalypse gerettet werden sollen – nicht von Göttern aus dem Jenseits, sondern von Aliens des ‚Outer Space'. Durch ein langjähriges asketisches Leben hatten sie sich auf den Aufstieg in die ‚Nächsthöhere Ebene' – „the level above human" – vorbereitet. Viele hatten sich kastrieren lassen, um keinen sexuellen Versuchungen mehr zu unterliegen und sich bereits im Diesseits den (nach ihrer Vorstellung) geschlechtslosen Aliens anzugleichen. Nun hatten sie sich offenbar dafür qualifiziert, in die Reihen der Aliens aufgenommen zu werden. Auf ihrer Homepage veröffentlichten sie ihre Stellungnahme gegen Selbstmord („Our position against suicide"), in der sie darlegten, dass der menschliche Körper nur ein Behälter für die Seele sei und abgeschüttelt werden müsse, um auf die ‚Nächsthöhere Ebene' aufzusteigen. Da die Aliens demnächst die Erde „pflügen" und damit sämtliches Leben auf der Erde vernichten würden, sei der wahre Selbstmord, hier weiterzuleben. Also vergifteten und erstickten sie sich. Zwei Sektenmitglieder hatten den kollektiven Abgang verpasst und versuchten mittels desselben Prozederes nachzufolgen; einer von ihnen wurde jedoch vor Todeseintritt gerettet und im Suicide Prevention Center der psychiatrischen Klinik in San Diego hospitalisiert. Todunglücklich über seine Rettung, erklärte er den verblüfften Psychiatern, er habe keineswegs Selbstmord begehen, sondern sich rechtzeitig retten wollen, und niemand könne ihn davon abhalten, dies nach seiner Entlassung zu tun. Dies passte nun schlecht ins Weltbild der behandelnden Ärzte, handelte es sich nach ihrer Auffassung doch eindeutig um einen Selbstmordkandidaten. Andererseits konnten sie keinerlei psychiatrische Symptome feststellen, weder Wahnvorstellungen noch Depressionen; auch war der Mann intelligent und erfolgreich als Unternehmensberater tätig. Neun Monate nach seiner Entlassung ist schließlich auch er aus dem Leben geschieden, in der Hoffnung, das Raumschiff noch rechtzeitig zu erreichen. In den Augen der Ärzte hat er Selbstmord begangen, nach seiner eigenen Überzeugung hat er sich vor dem Selbstmord bewahrt.

Hier prallten zwei diametral verschiedene Wirklichkeitskonstruktionen aufeinander, die beide sozial organisiert waren und ihre spezifische Plausibilitätsstruktur hatten: hier die Sekte, dort die Ärztegemeinschaft (unterstützt durch den weitverbreiteten aufgeklärten Common-sense). Nun ist der ‚Tod' ein ‚Faktum', das in den meisten Kulturen religiös interpretiert wird. Symbolische Konstruktionen sind jedoch ubiquitär: Auch das Alltagsleben in modernen, aufgeklärten Gesellschaften ist von Ritualen durchsetzt, die symbolisch mannigfaltig überformt sind (Soeff-

ner 1991, 1992a). Allerdings: Selbst im drastischen Beispiel der Heaven's Gate-Sekte kann ein zugrundeliegender Konsens ausgemacht werden: Sektenmitglieder wie Ärzte waren sich einig, dass der organische Körper durch Gift und Sauerstoffmangel am Weiterfunktionieren gehindert wurde. Die Konstruktion von ‚Fakten', soweit sich ihre Semantik nicht auf symbolisch Appräsentiertes bezieht, ist daher keineswegs „beliebig": Im Rahmen sprachlicher Konventionen können Wirklichkeitskonstruktionen auch scheitern – dies gestehen selbst ‚radikale' Konstruktivisten zu. Ob man in diesem Zusammenhang den Begriff der ‚Wahrheit' ins Spiel bringt, also mit der Unterscheidung „wahr"/„unwahr" operiert, oder ob man von „zutreffen"/„nicht zutreffen" sprechen will, ist eine Frage der erkenntnistheoretischen Interpretation.

Wir können daraus folgendes *Fazit* ziehen: Wirklichkeitskonstruktionen sind sozial organisiert; ihre gesellschaftliche Akzeptanz wird durch soziale Prozesse geregelt. Wirklichkeitskonstruktionen können indes, sofern sie eine intersubjektiv überprüfbare empirische Referenz aufweisen, innerhalb akzeptierter sprachlicher Konventionen auch am empirisch Vermeinten – dem ‚signifié' im Sinne de Saussures (1967) – scheitern. Die postmoderne Beliebigkeitsidee trifft also – innerhalb gegebener Sprachkonventionen – lediglich auf symbolische Konstruktionen zu. Diese überformen allerdings auch in der modernen Gesellschaft die Ebene lebensweltlicher ‚Fakten'-Konstruktion. Erblickt man – wie Max Weber – die Aufgabe der Soziologie darin, soziales Handeln deutend zu verstehen und dadurch zu erklären, müssen die symbolisch appräsentierten Wirklichkeiten, an denen sich konkrete Akteure orientieren, mit in Rechnung gestellt werden. Um Handelnde adäquat zu verstehen, gilt es jeweils sorgsam zu prüfen, ob solche symbolischen Konstruktionen nicht auch die Interpretation einfacher ‚Fakten' tangieren. Schütz' methodologisches Postulat der Sinnadäquanz versucht daher sicherzustellen, dass sozialwissenschaftliche Konstruktionen sich auf die tatsächliche subjektive Sinnorientierung der Akteure beziehen.

Im Rahmen der postmodernen Diskurstheorie von Cooperrider et al. (1995) fallen solche Differenzierungen unter den Tisch. Indem sie alles als Diskurs bezeichnen, ob es sich nun um symbolische Konstruktionen oder um Konstruktionen im Bereich unmittelbarer Erfahrung handelt, bleibt ihre Grundbegrifflichkeit äußerst ambiguös. Wesentliche begriffliche Unschärfen resultieren auch daraus, dass in ihrem Diskursbegriff eine Unterscheidung von Wirkhandlungen und verbaler Kommunikation fehlt. Ihre These, dass Worte Welten ermöglichen (words enable worlds), ist zweifellos richtig; ihre Aussage, die Welt verändere sich ganz einfach, indem wir in ihr reden (1995: 157), greift indes zweifellos zu kurz. Verbale Diskurse schlagen sich nicht unbedingt auf der





Ebene von Wirkhandlungen nieder; sie ermöglichen zwar, führen jedoch nicht unbedingt zu neuen Handlungsorientierungen. Gerade das Tätigkeitsfeld der Autoren, die Organisationsentwicklung, liefert dafür einschlägige Belege: Nach sozialen Veränderungsprozessen und Managemententwicklungsprogrammen in Organisationen insistieren Mitglieder manchmal darauf, dass sich lediglich die Rhetorik – die Terminologie und die Art, wie man über etwas spricht – verändert habe, nicht aber die tatsächlichen Handlungen der Organisationsmitglieder.

Ein illustratives Beispiel dafür bildet gerade das Thema, mit dem sich die Autoren beschäftigen: die ‚Teamarbeit'. Laut der Managementtheorie soll Teamarbeit als neue, auf Kooperation basierende Organisationsform an die Stelle der traditionellen, am Bürokratiemodell orientierten und an Dienstwegen ausgerichteten Anweisungshierarchie treten. So sprechen in heutigen Organisationen mittlerweile alle von ‚Teams' und ‚Teamarbeit', doch kann der inflationäre Gebrauch dieser Begriffe die Tatsache nicht verbergen, dass in manch einer Organisation die alten Praktiken der hierarchischen Orientierung (und Diskriminierung) weiter bestehen und durch die neue Terminologie bestenfalls überdeckt werden. In der Perspektive des Common-sense kann problemlos zwischen dem Reden von Personen und ihrem tatsächlichen Verhalten unterschieden werden; beobachtbare Diskrepanzen (double-binds) sind ein Thema, das die Menschen in der Alltagswelt immer wieder nachhaltig beschäftigt und allerlei Emotionen auslöst. Eine Theorie, die nicht mehr erlaubt, solche Diskrepanzen überhaupt wahrzunehmen, weil sie diese per theoretischem Entscheid aus der Welt schafft, scheint mir der Lebenswelt wenig adäquat zu sein. Ob die Beobachtungen und Aussagen der Gesellschafts- bzw. Organisationsmitglieder zutreffen, lässt sich zwar im einzelnen bezweifeln, sie lassen sich jedoch – im Rahmen akzeptierter Sprachkonventionen – mit einem geeigneten Untersuchungsdesign empirisch überprüfen. Indem die phänomenologische Protosoziologie Handeln von Verhalten, kommunikatives Handeln von Kommunikation (dem Überbegriff), sprachliche von nicht-sprachlicher Kommunikation, Denken und Handlungsentwürfe von Wirkhandeln u.v.m. unterscheidet, liefert sie dazu das geeignete Rüstzeug.

## 5 Konstruktion oder Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit

Entsprechend der proklamierten Einheit von Machen/Denken/Tun und von Theorie/Praxis/Entwicklung bilden für Cooperrider et al. auch

*das Verstehen einer Organisation und deren praktische Veränderung (wie auch jene der Forschenden) eine untrennbare Einheit:*

> „That is, the understanding of organizations and their/own practical transformation is a single undifferentiated act that consists of two moments: (a) the moment of enlightenment whereby theorizing on organizational processes continuously enters into, reconstructs, and becomes part of the reality being considered, and (b) the moment of reverse enlightenment, (i.e., by constructing ways of knowing in one or another manner the doer of this activity becomes their foreconceived vision and concomitant construction)" (1995: 187).

Im Kontext ihres an der Aktionsforschung (Frohman et al. 1976) orientierten Vorgehens ist diese Sichtweise nachvollziehbar. Die zitierte Aussage wäre jedoch wesentlich präziser, wenn sie in bezug auf konkrete Akteure spezifiziert und zwischen Veränderungen der subjektiven Sichtweise und Veränderungen der Kommunikation darüber, wie auch zwischen Veränderungen des Verhaltens und Veränderungen des Redens darüber unterscheiden würde. Festzuhalten ist aber auch, dass Aktionsforschung ein hochreaktives Verfahren ist und dass das Ziel eines aktiven Gestaltens von Wirklichkeit ein sehr spezifisches wissenschaftliches Relevanzsystem darstellt.

Sozialforschung geht nicht in Aktionsforschung auf; sie umfasst ein breites Arsenal von Erhebungsmethoden, bei denen *reaktive und non-reaktive Verfahren* unterschieden werden können. Die meisten Methoden der Datenerhebung gehören zwar den reaktiven Verfahren an, d.h. sie beeinflussen und verändern im Akt der Datenerhebung ihren Untersuchungsgegenstand: Survey-Fragebogen und Interviews bringen die Untersuchten dazu, über Fragen nachzudenken, die sie sich in der vorliegenden Form oft noch nie derart explizit gestellt hatten; teilnehmende Beobachtung verändert die sozialen Prozesse allein schon durch die leibliche Präsenz des Forschers, zusätzlich aber auch durch seine Rolle als Forscher (sofern sie offenbart wird); Aktionsforschung schließlich will ein soziales Feld nicht nur beobachten, sondern tatkräftig verändern – eine zusätzliche Handlungsorientierung, welche die Beobachtungstätigkeit oftmals behindert. Mit ihrem Konzept der „appreciative forms of inquiry" thematisieren Cooperrider et al. (1995: 189) allerdings auf der theoretischen Ebene, was in der herkömmlichen Sozialforschung meist unreflektiert vonstatten geht: dass die Forschenden im Akt der Datenerhebung den Beforschten meist mit Wertschätzung begegnen, damit sie an die begehrten Daten herankommen. Dies wurde zuvor lediglich von einigen Ethnographen (Spradley 1980; Werner/Schoepfle 1987) explizit





mitreflektiert. Auf welche Weise dies die Forschungsergebnisse beeinflusst, ist allerdings ein vielschichtiges, weitgehend unerforschtes Problem. Bekannt ist jedenfalls, dass das persönliche Engagement im Rahmen einer Aktionsforschung erhebliche ‚blinde Flecken' in der Perzeption der Forschenden bewirken kann. Engagement muss daher stets mit Distanzierung gekoppelt werden (Elias 1987), und vor vorschnellem Verstehen sollte gewarnt werden (Luhmann 1981: 170ff.). – Von den reaktiven sind die non-reaktivem Verfahren zu unterscheiden, welche die Beforschten im Prozess der Datenerhebung nicht beeinflussen. Ethnomethodologie und Konversationsanalyse versuchen beispielsweise, soziales Verhalten in natürlichen Situationen möglichst authentisch zu erfassen. Sie präferieren daher auditive und audiovisuelle Aufzeichnungen, die durch versteckte Mikrophone und Kameras erstellt wurden, oder sie arbeiten mit Datenmaterial, das nicht zu Forschungszwecken, sondern in den pragmatischen Handlungszusammenhängen dieser Settings selbst produziert wurde (Computereingaben, handschriftliche Zettel, Videofilme von permanent installierten Überwachungskameras usw.). Hier stellt sich allerdings das umgekehrte Problem: Die Distanz ist gewährleistet, es stellt sich aber die Frage, ob die Forschenden über genügend Teilnehmerwissen verfügen, um die aufgezeichneten Arbeitshandlungen und Interaktionen sinnadäquat zu deuten.[14]

Cooperrider et al. (1995) haben allerdings nicht aus einem Spektrum möglicher Methoden der empirischen Sozialforschung ausgewählt – für sie ist Aktionsforschung das einzig mögliche Verfahren. Die Gründe liegen wiederum auf epistemologischer Ebene und spitzen sich in der Frage zu, ob sozialwissenschaftliche Forschung auf *Konstruktion oder Rekonstruktion* zielt. Die meisten Ansätze einer ‚interpretativen Soziologie' bzw. einer ‚sozialwissenschaftlichen Hermeneutik' verfolgen das Ziel, Ausschnitte aus kleinen Lebenswelten zu rekonstruieren (vgl. Hitzler/Honer 1997, Soeffner 1979, 1989, 1992a+b, Schröer 1994, Hitzler/Honer 1997, Hitzler et al. 1999, Hitzler/Eberle 2000). Seit der *Krise der ‚Repräsentation'*, die sich Mitte der 80er Jahre in der Ethnologie verbreitet (Clifford/Marcus 1986) und mittlerweile die gesamte qualitative Forschung erfasst hat (Flick 1995: 19f.), steht allerdings in Frage, ob sozialwissenschaftliche Deskriptionen nicht vielmehr Konstruktionen als Rekonstruktionen darstellen. Während die interpretative Soziologie trotz ihres Bewusstseins für den konstruktiven Charakter sozialwissenschaftlichen Verstehens und Erklärens auf Rekonstruktion setzt, gibt es für den postmodernen Konstruktivismus lediglich Konstruktionen: Jeder Diskurs ist eine Wirklichkeitskonstruktion, und zwar eine unter

[14] Vgl. dazu Garfinkels ‚unique adequacy criterion'; vgl. dazu Kap. 1, Abschn. 3.3., in diesem Buch.

anderen, und beeinflusst sämtliche Personen, die an diesem Diskurs teilnehmen. Cooperrider et al. verwerfen daher die Unterscheidung von ‚Grundlagenforschung' und ‚angewandter' Forschung (1995: 13), denn beides sind Diskurse, die die Welt verändern.

Damit führt der postmoderne Konstruktivismus die wissenschaftliche Forschung ad absurdum: Wenn wissenschaftlichen Konstruktionen jegliche Repräsentation aberkannt wird, negiert man jede empirische Referenz und kann nicht mehr zwischen Faktum und Fiktion unterscheiden. Dann wird tatsächlich die völlige Beliebigkeit von Diskursen proklamiert. Wenn wissenschaftliche „Erzählungen" (narratives) lediglich noch als Erzählungen unter anderen betrachtet werden, kann man sich den Aufwand für methodisch reflektierte Datenerhebungen, sorgfältige Analysen und begründete theoretische Aussagen jedenfalls schenken und gleich von Anbeginn Geschichten erfinden und Romane schreiben. Typischerweise unterstellen auch Cooperrider et al. (1995) bei ihrer Falldarstellung, dass sich die Dinge so zugetragen haben, wie sie von ihnen beschrieben werden. Implizit unterstellen also auch sie eine Repräsentation, obwohl diese in ihrem postmodernen theoretischen Überbau nicht mitreflektiert ist.

Die phänomenologische Protosoziologie erhellt auch das Problem der Repräsentation wesentlich luzider als der postmoderne Diskurs. Bei Husserl wie bei Schütz ist das Sinnproblem ein Zeitproblem (Schütz 1974: 20): Sinnkonstitution erfolgt immer in einem Hier und Jetzt; Zukünftiges wird antizipiert, Vergangenes reproduziert. So unterscheidet sich der Sinn einer antizipierten Handlung – eines Handlungsentwurfs – vom Sinn einer bewusstseinsmäßig reproduzierten Handlung nach deren Ablauf. Und von beidem unterscheidet sich die Sinnorientierung während des Handelns, wie Garfinkel (1967) plastisch gezeigt hat. Von Anbeginn thematisiert Schütz (1974) auch das Perspektivenproblem: Der Sinn einer Handlung für den Akteur (S) unterscheidet sich vom Sinn, den ein alter ego deutet (S'), und dieser wiederum vom Sinn (S"), den ein wissenschaftlicher Beobachter konstruiert. Dass Sinndeutungen zudem oft von symbolischen Konstruktionen durchsetzt sind, wurde bereits dargelegt. Die Komplexität, Selektivität, Zeit- und Kontextgebundenheit von Sinnkonstruktionen sorgfältig expliziert zu haben, ist gerade das Verdienst der phänomenologischen Lebensweltanalyse. Dass empirische Beschreibungen getreue Abbilder der Realität seien, wie der naive Realismus behauptet, hat die Phänomenologie seit langem erkenntnistheoretisch widerlegt.

Indem die Lebensweltanalyse die Sinnstruktur der Sozialwelt beschreibt, bildet sie eine Art ‚Matrix', in deren Rahmen nicht nur sozialwissenschaftliche Konstruktionen, sondern auch die empirischen Erhe-





bungsmethoden reflektiert werden können. So muss beispielsweise die Deutung von Interviewdaten stets den Erhebungskontext in Rechnung stellen (die Perspektivität des Akteurs, die Zeitgebundenheit der Aussage, das situative Relevanzsystem während des Interviews, u.v.m.), und es wird stets zweifelhaft bleiben, wie adäquat Interviewte ein abgelaufenes Geschehen retrospektiv beschreiben. Wenn sich empirische Forschung jedoch direkt auf Objektivationen bezieht, z.B. auf audiovisuelle Aufzeichnungen kommunikativer Handlungen, ist die Beliebigkeit möglicher Konstruktionen stark eingeschränkt. Auch wenn der Sinn solcher Objektivationen, wie dargelegt, je nach Perspektive und Kontext variiert, darf man hier wohl von ‚Rekonstruktion' sprechen. Dieser Begriff bringt zumindest das Bemühen zum Ausdruck, nicht irgendwelche neuen oder sogar beliebigen Konstruktionen in die Welt zu setzen, sondern ein aufgezeichnetes Geschehen möglichst sorgfältig aus der Perspektive der Akteure zu rekonstruieren.

Auch in bezug auf das Problem der Repräsentation und die Relation von Konstruktion und Rekonstruktion erlaubt die phänomenologische Lebensweltanalyse also wesentliche Differenzierungen, die im postmodernen Konstruktivismus eingeebnet werden. Auf ihrer Grundlage kann, wie meine Ausführungen gezeigt haben sollten, auch die Position von Cooperrider et al. (1995) in wesentlichen Aspekten klarifiziert werden. Cooperrider et al. täten wohl gut daran, den Unterschied zwischen angewandter und Grundlagenforschung nicht vorschnell zu verwischen, sondern ihre angewandte Forschung auf eine adäquate Protosoziologie abzustützen.

## Literatur

Baudrillard, Jean (1982): Der symbolische Tausch und der Tod, München: Matthes & Seitz.

Berger, Peter L. & Thomas Luckmann (1970): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt am Main: Fischer.

Brosziewski, Achim (2000): Die Form der Ethnographie. Perspektiven einer soziologischen Ethnographie jenseits von Methodik und Rhetorik, St. Gallen: unveröff. Ms.

Burr, Vivien (1995): An Introduction to Social Constructionism, London/New York: Routledge.

Cicourel, Aaron V. (1974a): Cognitive Sociology, New York: The Free Press.

Cicourel, Aaron V. (1974b): Methode und Messung in der Soziologie, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Clifford, James & George E. Marcus (1986) (Hrsg.): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography, Berkeley: University of California Press.

Cooperrider, David, Frank Barrett & Suresh Srivastva (1995): Social construction and appreciative inquiry: a journey in organizational theory, in: Hosking et al. 1995, S. 157–200.

Dachler, H. Peter (1992): Management and Leadership as Relational Phenomena, in: Mario v. Cranach, W. Doise & G. Mugny (Hrsg.) (1992), Social Representations and Social Bases of Knowledge, Bern/Göttingen: Hogrefe & Huber, S. 169–178.

Dachler, H. Peter & Thomas Dyllick (1988): Machen und Kultivieren: Zwei Grundperspektiven der Führung, in: Die Unternehmung, 4, S. 283–295.

Dachler, H. Peter & Dian-Marie Hosking (1995): The primacy of relations in socially constructing organizational realities, in: Hosking et al. (1995), S. 1–28.

Dachler, H. Peter, Nicola Pless & Sabine Raeder (1994): Von der Dominanz zur Kooperation, in: Psychoscope, 15, S. 7–10.

Eberle, Thomas S. (1984): Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft. Der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften, Bern/Stuttgart: Paul Haupt.

Eberle, Thomas S. (1995): Relational knowledge in organizational theory: an exploration in some of its implications, in: Hosking et al. 1995, S. 201–219.

Eberle, Thomas S. (1999a): Die methodologische Grundlegung der interpretativen Sozialforschung durch die phänomenologische Lebensweltanalyse von Alfred Schütz, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 24, 4, S. 65–90.

Eberle, Thomas S. (1999b): Millenniumsschritt durch die Himmelspforte. Der Exodus der ‚High-Tech-Sekte' Heaven's Gate, in: Honer et al. 1999, S. 285–303.

Elias, Norbert (1987): Engagement und Distanzierung. Arbeiten zur Wissenssoziologie I, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Feyerabend, Paul (1976): Wider den Methodenzwang. Skizzen einer anarchistischen Erkenntnistheorie, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Flick, Uwe (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.





Frohman, M., et al. (1976), Action-Research As Applied To Organization Development, in: Organization and Administrative Sciences, 1, S. 129–161.

Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs/New Jersey: Prentice-Hall.

Gergen, Kenneth J. (1988): Toward a post-modern psychology. Invited Address, International Congress of Psychology, Sydney, Australia.

Gergen, Kenneth J. (1990): Affect and organization in postmodern society, in: Srivastva Suresh, David Cooperrider & Associates (1990), Appreciative management and leadership, San Francisco: Jossey-Bass.

Gergen, Kenneth J. (1992): Organization Theory in the Postmodern Era, in: Reed Michael & Michael Hughes (Hrsg.) (1992), Rethinking Organization. New Directions in Organization Theory and Analysis, London /New York : Sage Publications, S. 207–226.

Gergen, Kenneth J. (1994): Realities and Relationships. Soundings in Social Constructionism, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

Gergen, Kenneth J. & Keith E. Davis (Hrsg.) (1985): The Social Construction of the Person, New York/Berlin/Heidelberg/Tokio: Springer.

Gergen, Mary (1995): The social construction of grievances: constructive and constructionist approaches to a relational theory, in: Hosking et al. 1995, S. 98–103.

Giddens, Anthony (1984): The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration, Cambridge: Polity Press.

Glasersfeld, Ernst v. (1985): Einführung in den radikalen Konstruktivismus, in: Paul Watzlawick (Hrsg.) 1985, S. 16–38.

Goffman, Erving (1984): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Grathoff, Richard & Bernhard Waldenfels (Hrsg.) (1983): Sozialität und Intersubjektivität, München: Fink.

Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1+2, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hazelrigg, L. (1989): Claims of knowledge (vol. 2), Tallahassee, Fla.: University of Florida Press.

Hitzler, Ronald (o.J.): Organisation als subjektive Erfahrung. Ein konzeptioneller Beitrag zur Lebensweltanalyse, unveröff. Ms.

Hitzler, Ronald & Anne Honer (Hrsg.) (1997): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske + Budrich.

Hitzler Ronald, Jo Reichertz & Norbert Schröer (Hrsg.) (1999): Hermeneutische Wissenssoziologie, Konstanz: UVK.

Hitzler, Ronald & Thomas S. Eberle (2000): Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Flick, Uwe, E. v. Kardorff, & I. Steinke (Hg.) (2000): Qualitative Forschung – Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 109 –118.

Honer, Anne, Ronald Kurt & Jo Reichertz (Hrsg.) (1999), Diesseitsreligion: Zur Deutung der Bedeutung moderner Kultur. Konstanz: UVK.

Hosking, Dian-Marie, H. Peter Dachler & Kenneth J. Gergen (Hrsg.) (1995): Management and Organization: Relational Alternatives to Individualism, Aldershot: Avebury.

Husserl, Edmund (1976): Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik, Hamburg: Meiner.

Kieser, Alfred (Hrsg.) (1999): Organisationstheorien, Stuttgart: Kohlhammer.

Knorr-Cetina, Karin (1989): Spielarten des Konstruktivismus, in: Soziale Welt, 40, S. 86–96.

Knorr-Cetina, Karin (1991): Die Fabrikation der Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Latour, Bruno (1987): Science in action: how to follow scientists and engineers through society. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

Latour, Bruno & Steve Woolgar (1979): Laboratory life: the social construction of scientific facts. Beverly Hills: Sage Publications.

Luckmann, Thomas (1980): Lebenswelt und Gesellschaft. Grundstrukturen und geschichtliche Wandlungen, Paderborn: Schöningh.

Luckmann, Thomas (1999): Wirklichkeiten: individuelle Konstitution und gesellschaftliche Konstruktion, in: Hitzler et al. (1999), S. 17–28.

Luhmann, Niklas (1981): Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lynch, Michael & Steve Woolgar (Hrsg.) (1990): Representation in scientific practice, Cambridge, Mass.: MIT Press.

Maturana, Humberto R. & Francisco J. Varela (1979): Autopoiesis and cognition. Boston studies in the philosophy of science, Boston: Reidel.

Morgan, Gareth (1997): Images of Organization, Thousand Oaks/London/New Dehli: Sage.

Parsons, Talcott (1951): The Social System, London: Routledge & Kegan Paul.





Parsons, Talcott (1966): Societies. Evolutionary and Comparative Perspectives, Englewood Cliffs/New Jersey: Prentice-Hall.

Popper, Karl (1969): Logik der Forschung, Tübingen: Mohr.

Saussure, Ferdinand de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin: de Gruyter.

Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1987): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Scholz, Christian (1997): Strategische Organisation: Prinzipien zur Vitalisierung und Virtualisierung, Landsberg/Lech: mi (Verlag Moderne Industrie).

Schröer, Norbert (Hrsg.) (1994): Interpretative Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Schütz, Alfred (1971): Typus und Eidos in Husserls Spätphilosophie, in: ders., Gesammelte Aufsätze, Bd. 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie, Den Haag: Martinus Nijhoff, S. 127–152.

Schütz, Alfred (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die Verstehende Soziologie, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schütz, Alfred & Thomas Luckmann (1979, 1984): Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1+2, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Soeffner, Hans-Georg (1979): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler.

Soeffner, Hans-Georg (1989): Auslegung des Alltags – der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Soeffner, Hans-Georg (1990): Appräsentation und Repräsentation. Von der Wahrnehmung zur gesellschaftlichen Darstellung des Wahrzunehmenden. In: Ragotzky, H. & H. Wenzel (Hrsg.) (1990): Höfische Repräsentation. Das Zeremoniell und die Zeichen, Tübingen: Niemeyer, S. 43–63.

Soeffner, Hans-Georg (1991): Zur Soziologie des Symbols und des Rituals, in: Oelkers, J. & K. Wegenast (Hrsg.) (1991), Das Symbol – Brücke des Verstehens, Stuttgart: Kohlhammer, S. 63–81.

Soeffner, Hans-Georg (1992a): Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Soeffner, Hans-Georg (1992b): Rekonstruktion statt Konstruktivismus. 25 Jahre „Social Construction of Reality", in: Soziale Welt, 43, S. 476–481.

Spradley, James P. (1980), Participant Observation, New York: Holt, Rinehart & Winston.

Srubar, Ilja (1988): Kosmion. Die Genese der pragmatischen Lebenswelttheorie von Alfred Schütz und ihr anthropologischer Hintergrund. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Walter-Busch, Emil (1977): Labyrinth der Humanwissenschaften. Ein Leitfaden, Bern: Paul Haupt.

Walter-Busch, Emil (1989): Das Auge der Firma. Mayos Hawthorne-Experimente und die Harvard Business School 1900–1960, Stuttgart: Enke.

Walter-Busch, Emil (1995): Social constructionism and the postmodern turn of management theory, in: Hosking et al. 1995, S. 148–156.

Walter-Busch, Emil (1996): Organisationstheorien von Weber bis Weick, Amsterdam: Fakultas.

Watzlawick, Paul (1978): Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen, München/Zürich: Piper.

Watzlawick, Paul (1985): Die erfundene Wirklichkeit, München/Zürich: Piper.

Werner, Oswald & Mark G. Schoepfle (1987): Systematic Fieldwork. Foundations of Ethnography and Interviewing. Newbury Park/ London/New Dehli: Sage.

Wittgenstein, Ludwig (1978): Tractatus logico-philosophicus, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Thomas Samuel Eberle

# Lebensweltanalyse und Handlungstheorie

Beiträge zur
Verstehenden Soziologie

UVK Universitätsverlag Konstanz GmbH

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
des Bühler-Reindl-Fonds der Universität St. Gallen (HSG)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Thomas Samuel Eberle:**
Lebensweltanalyse und Handlungstheorie : Beiträge zur Verstehenden Soziologie / Thomas Samuel Eberle
– Konstanz : UVK, Univ.-Verl. Konstanz, 2000
ISBN 3-87940-743-6

ISBN 3-87940-743-6
© UVK Universitätsverlag Konstanz GmbH, Konstanz 2000
Einbandentwurf: Riester & Sieber, Konstanz
Satz: Michael Knoll, Konstanz
Druck: Digital Druck GmbH, Frensdorf

UVK Universitätsverlag Konstanz GmbH
Schützenstr. 24 • D-78462 Konstanz
Tel. 07531-9053-0 • Fax 07531-9053-98
www.uvk.de

# INHALT

Vorwort 9

Einleitung 13

I Phänomenologische Lebensweltanalyse und Interpretative Sozialforschung 25

1 Die Phänomenologische Analyse des Verstehens 26

1.1 Sinnkonstitution im subjektiven Bewusstsein 26

1.2 Das Fremdverstehen 29

1.3 Die Lebenswelt als unbefragter Boden der natürlichen Weltanschauung 30

2 Konsequenzen für das wissenschaftliche Verstehen 31

3 Die methodologische Grundlegung der Interpretativen Sozialforschung 34

3.1 Die ‚Strukturen der Lebenswelt' als protosoziologische Matrix 35

3.2 Die falsche Frontlinie zwischen quantitativer und qualitativer Sozialforschung 37

3.3 Subjektivismus der Phänomenologie? 41

3.4 Das Problem epistemologischer Reflexivität 45

Literatur 46

II Schütz' Lebensweltanalyse: Soziologie oder Protosoziologie ? 55

1 Lebensweltanalyse als soziologisches Paradigma 55

2 Lebensweltanalyse als Protosoziologie 59

3 Protosoziologie und Soziologie 64

Literatur 75

III Lebensweltanalyse und Rahmenanalyse 81

1 Der epistemologische Hintergrund sozialwissenschaftlicher Grundbegriffe 82

1.1 Die Lebenswelt als Fundament wissenschaftlicher Konstruktionen 82

1.2 Die Rahmen-Metapher als Interpretationsheuristik 87

2 Die methodologische Grundproblematik des Fremdverstehens 92

2.1 Fremdverstehen in lebensweltlicher Perspektive 92

2.2 Fremdverstehen in rahmenanalytischer Perspektive 96

3 Das gemeinsame Thema: Die Analyse mannigfaltiger Wirklichkeiten 100

4 Egologische und interaktionistische Perspektive 108

5 Rahmenanalyse und Lebensweltanalyse – Theorie oder Forschungsprogramm 117

Literatur 123





IV Lebensweltanalyse und Rational Choice 127

1 ‚Rational Choice' bei Mises und Weber 129

1.1 ‚Rational Choice' in der Praxeologie von Mises 130

1.2 ‚Rational Choice' in der Handlungstheorie Max Webers 135

2 ‚Rational Choice' im Licht der Lebensweltanalyse von Schütz 140

2.1 Die Lebensweltanalyse als ‚Theorie des Verstehens' 140

2.2 Lebensweltanalyse und die wissenschaftliche Konstruktion des Wahlhandelns 146

2.2.1 Die Analyse des Wahlhandelns 147

2.2.2 Die Rationalität des Handelns 152

2.2.3 Die Adäquanz ökonomischer Modelle rationaler Wahl 155

2.3 Die Lebenswelt als ‚Matrix' sozialwissenschaftlicher Konstruktion 161

3 ‚Rational Choice' in der modernen Ökonomik 162

3.1 Der ‚moderne' homo oeconomicus 163

3.1.1 Konstitutive Annahmen des ökonomischen Verhaltensmodells 164

3.1.2 Die wesentlichen Neuerungen 165

3.1.3 Der moderne ‚homo oeconomicus' vor dem Hintergrund von Praxeologie und Verstehender Soziologie 171

3.2 Die SEU-Theorie 178

3.2.1 Das Problem der Tiefenerklärung 178

3.2.2 Das allgemeine Erklärungsmodell 180

3.2.3 Der handlungstheoretische Kern: ‚Rational Choice' 180
3.2.4 Die Methode der abnehmenden Abstraktion: Schemata, Habits und Frames 182
3.3 SEU-Theorie und Lebensweltanalyse 185
3.3.1 Die Logik der Forschung 186
3.3.2 Das Wahlhandeln 189
3.3.3 Die Rationalität des Alltagshandelns 193
3.3.4 Das Postulat der subjektiven Interpretation 198
3.3.5 Die Adäquanz des Verstehens 201
4 Lebensweltanalyse und Rational Choice 203
Literatur 212

V Lebensweltanalyse und postmoderne Organisationstheorie 223
1 Eine Reise in die postmoderne Organisationstheorie 224
2 Konstruktivismus und Konstruktionismus 227
3 Das Problem der ‚agency' 234
4 Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit und die empirische Referenz theoretischer Konstruktionen 241
5 Konstruktion oder Rekonstruktion der sozialen Wirklichkeit 249
Literatur 253



# Vorwort

Die vorliegende Aufsatzsammlung ist im Laufe der letzten Dekade entstanden. Obwohl die einzelnen Aufsätze unterschiedliche Entstehungskontexte haben, bilden sie thematisch eine Einheit: Alle sind an der Leitfrage orientiert, ob und inwieweit die phänomenologische Lebensweltanalyse von Alfred Schütz geeignet ist, der Soziologie eine tragfähige wissenschaftstheoretische Grundlegung zu gewährleisten. Diese Fragestellung wird in zwei Stoßrichtungen verfolgt. Erstens will das Buch zeigen, wie Schütz' Protosoziologie Max Webers Konzept einer 'Verstehenden Soziologie' im Hinblick auf das subjektive Sinnverstehen und das Problem der 'Sinnadäquanz' hin präzisiert und erweitert. Zweitens werden prominente, aktuelle sozialwissenschaftliche Handlungstheorien und Methodologien mit den Basistheoremen der Schützschen Lebensweltanalyse konfrontiert und durch einen kritischen Theorievergleich systematisch für die Diskussion einer Grundlagentheorie der Sozialwissenschaften genutzt. Die phänomenologische Lebensweltanalyse ist nicht nur bloße Sozialtheorie, sondern muss in ihrer erkenntnistheoretischen Dimension verstanden werden. Sie bildet eine protosoziologische Grundlegung der interpretativen Varianten einer Handlungstheorie, wie der Vergleich von Lebensweltanalyse mit interpretativer Sozialforschung, mit phänomenologischer Soziologie, mit der Rahmenanalyse Goffmans sowie der Ethnomethodologie Garfinkels zeigt. Sie bildet aber auch eine Matrix, die sich für die Verortung von Verhaltenstheorien des Rational Choice-Ansatzes und für die Diskussion postmoderner Formen des Konstruktivismus eignet.

In einer etwas anderen Zusammensetzung wurde diese Aufsatzsammlung von der Universität St. Gallen als Habilitationsschrift akzeptiert. Ich danke den damaligen Gutachtern Peter Gross, Hans-Georg Soeffner, Hartmut Esser und Ronald Hitzler für mannigfache Anregungen, die ich in der vorliegenden Fassung teilweise berücksichtigt habe. Danken möchte ich auch den Mitgliedern des Soziologischen Seminars – Kolleginnen und Kollegen, von denen die meisten persönliche Freunde geworden sind – dafür, dass sie während der Entstehung dieser Arbeit ein berufliches Umfeld gebildet haben, das ich mir angenehmer und anregender kaum hätte vorstellen können. Es sind dies, in historisch-chronologischer Reihenfolge: Peter Gross, Christoph Maeder, Urs Brügger, Brigitte Weidmann, Anne Honer, Achim Brosziewski, Martin Pfiffner, Olaf Zorzi, Daniel Diemers, Marcel Kötteritzsch, Andrea

Hofmann, Stefan Paravicini, Sonia Saidoun und, als schon lange assoziierte Mitglieder, Konstantin Bähr und Angela Behring. Zum bereichernden Umfeld gehören auch Tina Kiefer, Peter Dachler und Emil Walter-Busch sowie viele andere von der Universität St. Gallen, insbesondere aber auch die Kollegen von der Universität Konstanz, Hubert A. Knoblauch, Thomas Luckmann, Hans-Georg Soeffner sowie die Teilnehmer(innen) des von Hubert A. Knoblauch und mir bereits in den 1980er Jahren gegründeten, interuniversitären soziologischen Forschungskolloquiums St. Gallen-Konstanz. Meinen Assistent(inn)en Daniel Diemers, Andrea Hofmann und Stefan Paravicini danke ich für die Korrektur der Druckfahnen. Ein spezieller Dank geht an Achim Brosziewski für seine engagierte Auseinandersetzung mit meinen Texten, seine konstruktiv-kritischen Anstöße sowie seine Unterstützung in angespannten Zeiten. Wie sehr mich das Eintauchen in die theoretische Welt von anderen lebensweltlichen Optionen abgehalten hat und wie hoch die Opportunitätskosten dafür waren, haben meine Eltern, August und Marthe Eberle-Huber, und vor allem meine Frau, Verena Rebitzke, hautnah und nachhaltig miterlebt. Für ihre stets verständnisvolle Haltung und ihre ungebrochene Unterstützung bin ich ihnen sehr dankbar.



Für Vreni